It. sing. 1446/4
P. 5. 24
35s 65
6 gd

Dpfo.

Briefe

über die Schweiz

von

C. Meiners,

Professor der Weltweisheit auf der
Universität zu Göttingen.

Vierter Theil.

(Mit Kupfern.)

Wien,

gedruckt und verlegt bey F. A. Schrämbl.

1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

13.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

In einer gewissen Rücksicht übergebe ich diese neuen Briefe meinen Lesern mit einem größern Zutrauen als ihre Vorgänger; denn da das Publikum meine ersten Briefe viel gütiger, als ich erwarten konnte, aufgenommen hat, so darf ich hoffen, daß die gegenwärtigen nicht weniger glücklich seyn werden. Ich kann, ohne mir zu schmeicheln, voraus setzen, daß das, was man mir von Beobachtungsgeist, von Übung im Schreiben, von Kenntnissen überhaupt, und besonders von Kenntnissen der Schweiz zugestehen mag, seit meiner ersten Reise eher zugenommen als abgenommen habe, und wenn ich also vor sechs Jahren im Stande

war, etwas zu liefern, was der Aufmerksamkeit von Kennern nicht ganz unwürdig war; so habe ich jetzt keine Ursache, an meiner Fähigkeit zu verzweifeln, den Freunden der Schweiz etwas Lesenswerthes vorlegen zu können. Ich habe auf meiner zweyten Reise in die Schweiz nicht weniger merkwürdige Gegenden als auf der ersten gesehen, auch habe ich wegen meiner erweiterten Verbindungen nicht weniger wichtige Nachrichten als das erste Mahl erfahren, und kann mir endlich das Zeugniß geben, daß ich das, was ich sah und hörte, mit ungleich größerer Sorgfalt, als das erste Mahl, ausgearbeitet habe: lauter Umstände, die mich wegen des Schicksals dieser neuen Briefe beruhigen konnten!

Von der andern Seite aber kenne ich die Unannehmlichkeiten, denen sich ein deutscher Beschreiber der Schweiz aussetzt, aus eigener Erfahrung viel mehr, als ich sie vor sechs Jahren als ein Neuling ahnden konnte. Ein Fremder, und besonders ein Deutscher, mag die Schweiz beschreiben, wie er will;

so kann er versichert seyn, daß er werde mißverstanden werden. Lobt man, so thut man den Gelobten selten genug, und den Feinden und Neidern der Gelobten immer zu viel; tadelt man, es sey so sanft, als es wolle, so klagen diejenigen, welche der Tadel mittelbar oder unmittelbar trifft, über hämische Bosheit; denn es scheint ihnen gar nicht möglich, daß man aus andern als aus boshaften Absichten tadeln könne. Schildert man die Natur, so wundert man sich, daß man es sich nur habe einfallen lassen, solche Erscheinungen, dergleichen die Schweiz darbietet, in Worten mahlen zu wollen. Erzählt man Begebenheiten, oder setzt man Staatsverfassungen aus einander, so behauptet man geradezu, daß ein Ausländer die erstern nicht richtig habe erforschen, und daß er die andern gar nicht beurtheilen könne. Macht man unglücklicher Weise einen oder den andern Fehler, so schreyt man über sträfliche Nachlässigkeit. Man bedenkt nicht, daß ein Reisender auch bey der größten Vorsicht und Unparteylichkeit dennoch gewisse Unrich-

tigkeiten nicht vermeiden könne, und daß jeder Einheimischer, wenn er sein Vaterland beschreiben wollte, eben so oft und noch öfter als der von ihm getadelte Fremdling anstoßen würde.

Vielleicht frägt mancher von meinen Lesern: warum ich mich denn allen den Unannehmlichkeiten, die von einer Reisebeschreibung unzertrennlich sind, von neuem aussetze, da ich sie so gewiß vorher sehe, als wenn sie mir schon widerfahren wären? Auf diese Frage antworte ich kürzlich folgender Gestalt: gerade die Ungerechtigkeit der Urtheile, die man über sich ergehen lassen muß, ist die Hauptursache, oder hat wenigstens auf mich die Wirkung gehabt, daß ich ganz gleichgültig dagegen geworden bin, und daß ich mich mit dem Bewußtseyn meiner Absichten und der Aufmunterung derjenigen Männer begnüge, die Scharfsinn genug besitzen, um einen wohlwollenden Beurtheiler von einem ungerechten Tadler zu unterscheiden, und Stärke des Geistes genug, um einzusehen; daß selbst in dem geliebten Vater-

lande Mißbräuche seyn können, die sich durch eine bescheidene Rüge eher heben lassen, als sonst geschehen wäre. Auch müßte mich alles trügen, oder die meisten von meinen Lesern werden in den gegenwärtigen Briefen viele ihnen bisher nicht bekannte Data finden, wodurch ihnen die Beurtheilung der guten und schlimmen Folgen von Fabriken und der Vortheile und Nachtheile republikanischer Verfassungen erleichtert werden wird.

Das einzige Glück, welches die Schweiz vor allen übrigen Ländern in Europa besitzt: am meisten von Fremden besucht zu werden, hat freylich die unangenehme Wirkung gehabt, daß kein anderes Land so häufig und zum Theile so schlecht ist beschrieben worden als die Schweiz. Man kann es daher den schweizerischen Schriftstellern nicht verdenken, wenn sie sich gegen die ungültigen Richter erheben, die ohne Kenntniß der Sachen über ihr Vaterland absprechen, und manchmahl eben so ungerecht als ununterrichtet sind. Nur muß man auch in seinem Eifer wider alle fremden Beschreiber Helvetiens nicht so

weit gehen als der Verfasser der Course de Bâle à Bienne par les vallées du Jura. „Man kann, sagt dieser Schriftsteller, nachdem er von der neuesten Ausgabe von Coxens Briefen geredet hatte, sich solchen gelehrten Einfällen nicht kräftig genug widersetzen, wodurch die Schweiz den Fremden oder vielmehr der Unwissenheit und den Vorurtheilen von Reisenden überantwortet wird. Sollte man sich nicht, fragt dieser Eiferer, an der politischen Unabhängigkeit der Schweiz dadurch rächen wollen, daß man ihre Natur, ihre Gesetze und Einrichtungen dem Urtheile des ersten des besten Neulings unterwirft, dem es einfällt, sie im Deutschen oder Französischen beschreiben zu wollen?" Solche unüberlegte Ausfälle, wie dieser, werden die von dem Verfasser so genannten Einfälle von Fremden gewiß nicht zurück halten. Einheimische Schriftsteller können allerdings die Schätze der Natur mit mehr Muße und genauer untersuchen als Ausländer, die sich nur einige Monathe in der Schweiz aufhalten; sie

können die Sitten, Gewohnheiten, Überlieferungen und alten Gebräuche der Thal- und Bergbewohner vollständiger erfahren und beschreiben als Fremde; sie können auch vielleicht die Schauspiele der Natur, um welcher willen die Schweiz vorzüglich besucht wird, treuer als reisende Nicht-Schweizer schildern; allein alles dieses, was die einheimischen Schriftsteller eben so gut oder noch besser als die Fremden können, ist den auswärtigen Freunden und Bewunderern der Schweiz lange nicht hinreichend. Diese wünschen auch den lebenden Geist der Regierungen, den man aus den todten Buchstaben der Grundgesetze und aus den Beschreibungen der Verfassungen fast niemahls errathen kann, den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung, des Handels, der Fabriken, der Sitten und Wissenschaften in den verschiedenen Kantonen kennen zu lernen, und welcher schweizerische Schriftsteller möchte und dürfte es wagen, über alle diese wichtigen Punkte mit einer solchen Freymüthigkeit zu schreiben, womit Ausländer sich darüber

äußern können? Der eben genannte Verfasser declamirt in seiner Reise bloß gegen den Aberglauben des Mittelalters, gegen die Gewaltthätigkeiten, welche die Ritter der verflossenen Jahrhunderte ausübten, höchstens gegen die nachtheiligen Folgen, welche die Fabriken auf die Sitten des Landmanns gehabt haben, und schon diese Declamationen wurden in der Schweiz für Ausbrüche einer unerhörten Freymüthigkeit angesehen, von welcher man fürchtete, daß sie dem Verfasser gefährlich werden könne. Wenn ich Genf ausnehme, so ist fast die ganze übrige Schweiz von ihrer moralischen und politischen Seite allein von Ausländern auf eine freymüthige und lehrreiche Art beschrieben worden. Gesetzt auch, daß Fremde einzelne Stücke nicht so richtig fassen, oder so tief ergründen als die Einheimischen; so haben sie wieder vor den Schweizern dieses voraus, daß sie, die sie in andern Verfassungen leben, auf vieles merken, was einem Eingebornen gar nicht auffällt, daß sie unbefangener als Eingeborne beobachten,

und auch besser als Eingeborne zu unterscheiden wissen, was Nicht-Schweizern interessant oder nicht interessant ist. — Man mache also nicht mehr auf ein Recht der Unverletzlichkeit Anspruch, und unterwerfe sich dem Schicksale, welchem sich alle übrigen Länder haben unterwerfen müssen. Wie wenige gute Länder- und Reisebeschreibungen würden wir haben, wenn man bloß Einheimischen das Recht oder die Fähigkeit zugestehen wollte, ihr Vaterland zu schildern! Die besten Reisebeschreibungen in allen Sprachen rühren fast ohne Ausnahme von Ausländern her, die sich in den beschriebenen Ländern mehr oder weniger lange aufgehalten haben.

Um den gegenwärtigen Zustand der Fabriken in Zürch und die gegenwärtige oder vor kurzem veränderte Verfassung in Genf recht einleuchtend zu machen, war es nöthig, eine kurze Schilderung des ehemahligen Zustandes der ersten und der Revolution der andern Republik voraus zu schicken. Die Züge zu diesen Gemählden konnte ich nur aus ge-

druckten Schriften entlehnen; allein auch der feindseligste Tadler wird mir nicht ohne Ungerechtigkeit vorwerfen können, daß ich selbst da, wo ich gedruckten Werken folgen mußte, bloß abgeschrieben habe. Vielmehr dienten mir meine eigenen Beobachtungen und Erkundigungen über die gegenwärtige Lage von Zürch und Genf als ein Leitfaden in Beurtheilung des Vergangenen. Die übrigen historischen und statistischen Nachrichten über die von mir bereisten Staaten Helvetiens sind fast alle aus solchen Quellen geschöpft, die gewiß nur einem kleinen Theile selbst der Eingebornen offen stehen.

Bey keiner meiner bisherigen Schriften habe ich mich so sehr als bey den gegenwärtigen Briefen bemüht, meiner Schreibart den höchsten Grad von grammatikalischer Richtigkeit zu geben, die ich zu erreichen im Stande bin. Um auch das Meinige dazu beyzutragen, daß unsere Sprache eine gewisse Gleichförmigkeit und unsere Grammatik die nöthige Festigkeit erhalte, habe ich mich, so viel als möglich, den Aussprü-

chen unsers großen Sprachforschers Adelung unterworfen, und ich wünschte, daß alle unsere guten Schriftsteller ein Gleiches thun möchten. Ich habe zum Beyspiele nicht so wohl um des allgemeinen Gebrauchs willen, der noch immer in vielen Stücken verwerflich ist, als aus schuldiger Achtung gegen unsern verdienstvollen Sprachlehrer meine bisherige Art die Endsylbe schafft zu schreiben aufgegeben. Ungeachtet diese Endsylbe, in welche so viele von unsern Substantiven ausgehen, unläugbar von schaffen herkommt; so schreibe ich doch nicht mehr Knechtschafft, Wissenschafft u. s. w., sondern Knechtschaft und Wissenschaft, weil Herr Adelung das letztere gebilligt hat, und keine Wahrscheinlichkeit ist, daß das Publikum die richtigere Art zu schreiben wieder annehmen werde. Hingegen schreibe ich nicht Geschäft und Beschäftigung, sondern Geschäfft, Beschäfftigung, weil die letztern Wörter unmittelbar von schaffen abgeleitet sind, und nicht die Endsylbe schaft enthalten. Es hat mir leid gethan, daß ich das e

nicht für einen so nothwendigen Biegangslaut des Genitivs und Dativs der Hauptwörter der ersten, zweyten und sechsten Declination halten konnte, als wofür Herr Adelung es hält. Meine Ohren finden einen unerträglichen Übellaut oder wenigstens etwas unangenehm Schleppendes darin, wenn man des Baumes, Oheimes, Abendes, statt des Baums, Oheims, Abends, oder in dem sechzehnten Jahrhunderte, statt in dem sechzehnten Jahrhundert declinirt. Das e, welches Herr Adelung für einen charakteristischen Biegungslaut erklärt, scheint mir bloß ein e euphonicum oder Wohllautsbuchstabe zu seyn. Aus eben dem Grunde also, aus welchem man es andern Wörtern, besonders einsylbigen Wörtern, anhängt, muß man damit auch dem Dative von einsylbigen und vielleicht noch von einer kleinen Zahl von mehrsylbigen Substantivis eine gewisse Rundung geben, und im Hause, im Grunde, in diesem Kleide, nicht im Haus, Grund, Kleid sagen. Nicht weniger hart, als die von Herrn Adelung empfohlenen Arten,

die Wörter verschiedener Declinationen abzuändern, scheint mir diejenige, die er für die französischen Wörter auf **ier** und **eur** vorschreibt. Er will, daß man im Nominativo Plur. Offizier, Grenadier, Friseur, Acteur, nicht Offiziere, Grenadiere, Friseurs, Acteurs, sagen und schreiben soll. Ich declinire auf die letzte Art, weil der Wohlklang so wohl als der Gebrauch es verlangen, und bey der Adelungschen Weise sehr leicht Mißverständnisse entstehen können. Endlich stimme ich Herrn Adelung zwar vollkommen darin bey, daß, wenn mehrere Adjectiva vor einem Substantive hergehen, der Regel nach nur das eine die vollständigen Geschlechts- oder Biegungszeichen erhalten müsse; allein es gibt doch Fälle, wo der Wohllaut eine Ausnahme verlangt. Mein Ohr leidet es nicht, zu sagen: je größer die Zahl lebhafter unerfüllten Wünsche wird; sondern ich muß wider die gewöhnliche Regel unerfüllter für unerfüllten setzen. — Von andern Abweichungen, die ich mir von Herrn **Adelung** erlaubt habe

werde ich vielleicht an einem andern Orte reden.

Unter den öffentlichen Beurtheilern meiner ersten Briefe blieb mir vor der zweyten Auflage Herr Küttner, der Verfasser der Briefe eines Sachsen aus der Schweiz, unbekannt. Der Inhalt des ersten Bandes seiner Briefe stimmte so wenig mit meiner Art zu denken und zu empfinden überein, daß ich mich um die folgenden nicht bekümmerte, bis eine vortreffliche Stelle aus dem zweyten Bande, die ich irgendwo angeführt las, mich von neuem aufmerksam darauf machte, und mich nun auch Herrn Küttners Urtheil über meine Reisebeschreibung im dritten Bande 285. u. f. S. finden ließ. Die wichtigsten unter den Unrichtigkeiten, die Herr Küttner rügt, sind schon in der zweyten Auflage verbessert worden. Andere Stellen aber tadelt Herr Küttner ohne Grund. Wenn das Urnerloch zum Beyspiele auch nicht ganz vier bis fünf hundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt seyn sollte, so ist die Entfernung doch viel Mahl größer, als Herr

Küttner sie angibt, nähmlich zehn Schritt, und meine Schätzung ist der Wahrheit viel näher als die meines Beurtheilers. Auch begreife ich nicht, wie Herr Küttner die Sanenthäler, oder das Thal, in welchem das Leukerbad liegt, in Ansehung der Höhe mit dem Urserenthale vergleichen konnte. Es gibt in der Schweiz allerdings noch höhere, und selbst bewohnte höhere Thäler, als das Urserenthal; allein kein Thal von gleicher Höhe, das so fruchtbar und so bevölkert wäre, als dieses.

Wenn ich die Lage der Städte Lausanne und Genf nicht so bewundernswürdig schön fand als Herr Küttner und andere Reisende, so läugnete ich gar nicht, daß nicht in den umliegenden Gegenden herrliche Landschaften und Aussichten seyen, sondern ich redete ganz allein von den Prospecten, welche man in diesen Städten selbst oder von ihren öffentlichen Promenaden hat. Eben so wenig läugnete ich die Schönheit des Pays de Vaud, indem ich den Weg von Lausanne nach Genf weit unter meiner Erwartung

fand. Herr Küttner kennt die Sprache, den Ton der Gesellschaften und die Sitten in Lausanne, wo er sich lange aufhielt, gewiß viel besser, als ich diese Dinge in einigen Tagen durch eigene Beobachtung kennen zu lernen im Stande war. Nichts desto weniger kann ich die Zeugnisse meiner Freunde und Bekannten, die ich in und außer Lausanne über diese Stadt gefragt habe, nicht so unbedingt gegen die Bemerkungen des Herrn Küttner verwerfen. So hatte ich und habe auch nachher in Bern manche Familien kennen gelernt, die entweder ihre Söhne oder Töchter nach Lausanne geschickt hatten oder noch schicken wollten, welches Herr Küttner für äußerst selten ausgeben will.

Mein Urtheil über das Recht oder Unrecht der streitenden Parteyen in Genf brauche ich nach dem, was nachher geschehen ist, und nach dem, was meine Leser in den gegenwärtigen Briefen finden werden, nicht weiter zu rechtfertigen. Wenn ich eitel wäre, so würde ich Herrn Küttner einen großen schweizerischen Staatsmann nennen, von wel-

chem er ohne Bedenken gestehen würde, daß er Genf besser kenne als wir beide, und der meinem Artikel über Genf die Ehre erwies, ihn für das Beste zu erklären, was bis dahin über die Streitigkeiten in Genf geschrieben worden. Hätte Herr Küttner Genf und die Wirkungen, welche ein beständiges Schauspiel in einer solchen Stadt haben muß, und nachher auch wirklich hervor gebracht hat, genauer untersucht; so würde er das Theater nicht für einen so unschuldigen Zeitvertreib gehalten haben, als es ihm in dem Urtheile über meine Briefe schien.

Zu den neuesten Reisebeschreibungen von Helvetien gehört die Voyage dans les XIII. Cantons par M. Robert, Geographe ordinaire du Roi, die 1789 in zwey Bänden in Paris erschienen ist. Ich habe nach der Lectür dieses Werks auch nicht ein einziges Wort in meinen Briefen, die schon abgeschrieben und durchgesehen waren, geändert. Wem daran gelegen ist, mein Urtheil über die Arbeit des französischen Geo-

graphen zu lesen, kann sie in dem 49. Stücke der Gött. Anzeigen von diesem Jahre finden. Ich weiß nicht, ob die neue Ausgabe von Coxens Reisen schon erschienen ist. Mir ist sie wenigstens nicht zu Gesichte gekommen. Göttingen im Aprill 1790.

Erster Brief.

Mörsburg am 13. Jun. 1788.

Werthester Freund!

Hier sitze ich zwar in dem besten Gasthofe der bischöflichen Residenz, allein in ein so kleines Zimmer eingeschlossen, daß kaum drey Personen sich neben einander bewegen können, umrauscht von einem heulenden Sturme und von den Schlägen von Regengüssen, die an unsere Fenster getrieben werden, und voll von ängstlichen Befürchtungen, daß nach der anhaltenden Dürre, die wir bisher gehabt haben, das schlechte Wetter fortdauern, und uns vielleicht mehrere Tage an der Überfahrt über den See hindern könne. Es geschehe aber, was da wolle, so werden wir uns immer in der Gesellschaft unserer theuern Reisegefährten zu trösten wissen *). Wenn man das seltene Glück hatte,

*) Herr und Frau Hofräthinn Spittler, die mit uns die Reise nach Wien, Salzburg und

auf einer Reise von mehr als zweyhundert Meilen gar keinen Unfall zu erfahren, so verliert man fast das Recht, sich über Zögerung von einem oder einigen Tagen zu beklagen.

Es kann seyn, daß gewisse Sättigung, die aus dem frischen und vielleicht zu schnellen Genusse der herrlichsten Gegenden und Aussichten in Franken, Österreich und Salzburg entstanden seyn mag, mich gestern und heute schwieriger und unempfänglicher gemacht hat, als ich vormahls war. Sonst ist meinem Gefühle nach die ganze Strecke zwischen Augsburg und Mörsburg viel weniger interessant als der Theil von Ober-Schwaben, durch den ich mich im Jahre 1782 dem Bodensee näherte. Freylich sind die Straßen zwischen den zuerst genannten Städten fast durchgehends gemacht; allein diese gemachten Straßen sind meistens so rauh, und mit so vielen und großen Steinen überstreut daß man unaufhörlich zerstoßen und hin und her geworfen wird. Übrigens sind die Dörfer und Flecken lange nicht so schön und neu gebaut, die Felder nicht so fruchtbar und gut bearbeitet, die

---

München gemacht hatten, begleiteten uns auch in die Schweiz.

Wiesen nicht so üppig und beblümt, die Berge nicht so hoch und romantisch, und die Gegenden und Aussichten nicht so mannigfaltig und ausgedehnt als zwischen Tübingen und Stein am Rhein. Eine von den wenigen herrlichen Landschaften, die man auf dem Wege von Augsburg nach Mörsburg antrifft, ist diejenige, die den reizenden Grund einschließt, in welchen man nicht weit hinter Memmingen hinab fährt. Dieser Grund wird von der mäandrischen Iller durchströmt, von mahlerischen Hügeln und waldigen Bergen umgeben, und vom truchsessichen Schlosse Zeil beherrscht, das auf einer steilen und gegen das Thal abgeschnittenen Anhöhe erbaut ist. Die Weinhügel bey Ravensburg waren die ersten, die wir seit unserer Abreise von Wien wieder sahen. Von dieser Stadt an wird die Natur sichtbar milder, und je näher man gegen den Bodensee kommt, desto ähnlicher wird das schwäbische Ufer dem thurganischen, und desto mehr verändert sich das Land in einen unermeßlichen Garten. Auf einem der letzten Hügel, die sich nach dem Bodensee hinab senken, wurden wir von einem heftigen Ungewitter überfallen, das sich schon einige Stunden drohend zusammen gezogen hatte. Der Sturm, auf dessen Fittigen es daher fuhr, schien un-

sern Wagen umwerfen, und die Wälder von beladenen Fruchtbäumen, die ihn aufhielten, aus der Erde reissen zu wollen. Der Bodensee bot uns nicht wie das erste Mahl, da wir ihn von dem Hohentwieler Felsen erblickten sein ruhiges und von dem Schimmer des Sonnenlichts erheitertes Antlitz dar, sondern er zeigte uns einen wilden, vom Orkane zerrissenen und mit einem schrecklichen Dunkel überschatteten Abgrund, in welchen man kaum hinein zu schauen wagte, aus Furcht irgend einen hülflosen Kahn oder gar unglückliche Schiffbrüchige wahrzunehmen. Undurchdringliches Gewölk bedeckte die Alpen so wie das nähere thurgauische Ufer, und zog auch vor dem größten Abschnitte des Sees einen Vorhang her, den weder die Gewalt des Sturmwindes durchbrechen, noch der Glanz des Blitzes erhellen konnte. Jetzt erkannten wir es recht, wie viel darauf ankomme, in welchem Lichte und unter welche Umständen man merkwürdige Gegenden und Naturscenen betrachte. Ein vorüberfliegendes Ungewitter oder Regengewölk zerstört auf eine Zeit lang das größte Meisterstück der Schöpfung, und flößt dem Beobachter Grauen und Entsetzen ein, wo er vorher das höchste Entzücken empfunden hatte.

Kostanz am 14. Jun. 1788.

Unser Reiseglück ist noch immer nicht ermüdet, sondern kehrt mit beyspielloser Treue und Standhaftigkeit in eben den Augenblicken zurück, in welchen wir gewiß fürchteten, daß es uns verlassen würde. Gestern Abend sahen unsere Schiffer noch allerley Zeichen am Himmel, die ihrer Auslegung nach nicht viel Gutes für den kommenden Tag verkündigten. Heute früh hingegen weckten sie uns mit frohem Ungestüme aus dem noch nicht halbvollendeten Schlafe, und nun sahen wir zu unserm größten Erstaunen, daß der junge Morgen uns so freundlich, als jemahls entgegen lachte. Der Sturm hatte schon einige Stunden geschwiegen, Nebel und Regengewölke waren entflohen, und der bläuliche Himmel ließ eine glückliche Schifffahrt hoffen. Die Besorgniß, daß wir uns durch Zögern dem Brande der Sonne um desto länger aussetzen würden, und vielleicht auch eine geheime Furcht, daß unser gestrige Feind sich plötzlich aus einem verborgenen Schlupfwinkel wieder aufmachen möchte, beschleunigte unsere Abreise, und raubte uns das Vergnügen, das von Kennern so sehr gerühmte Konchylienkabinett des Fürstbi-

schofs zu sehen, das ein Herr vom Hofe uns zu zeigen sich gütigst erboten hatte. Wir zahlten für ein Schiff, das uns und unsere Wagen zuerst an die Insel Meinau und von da nach Kostanz brachte, außer dem Trinkgelde, einen Kaiserdukaten.

Nachdem wir im Schiffe unsere Plätze eingenommen, und die Ruderer ihre einförmige und eben deßwegen besänftigende Arbeit angefangen hatten, feyerten wir in stiller Andacht und Bewunderung das frühe Dankopfer mit, welches die durch den gestrigen Regen erfrischte Natur dem Geber alles Guten darzubringen schien. Die ganze Fläche des Bodensees, so weit das Auge reichen konnte, sammt allen seinen Busen und segenreichen Gestaden, lag im Glanze der Morgensonne vor uns ausgebreitet; nur blieben die hohen Appenzeller Gebirge beständig in einen dünnen Wolkenschleyer gehüllt, wodurch sie zwar dem Auge nicht ganz entzogen, aber doch verkleinert und verdunkelt wurden. Noch mehr aber verloren wir dadurch, daß die Sonne sich nach unserer Landung an der Insel Meinau unter Wolken verbarg. Durch diese Verfinsterung wurde nicht nur der Gesichtskreis, den man sonst von dem Balkon des Schlosses beherrscht, sehr zusammen gezogen, sondern die

Insel selbst und die nahen und fernen Ufer verloren durch das einförmige Dunkel, was sie bedeckte, einen ihrer größten Reize: den Zauber des Spiels von Schatten und Licht, und der abwechselnden Erleuchtungen von Weinbergen und Saaten, von Wiesen und Wäldern, von Hügeln und Thälern. Wenn aber gleich die zweite Ansicht der Insel weniger Vergnügen gewährte, so wurde doch dieser Verlust durch süße Erinnerungen reichlich ersetzt. Mit unruhiger Begierde suchte ich eine jede Stelle wieder auf, an welcher meine Frau und ich vor sechs Jahren so unvergeßliche Freuden genossen hatten, und da ich diese alle wiederfand, so schien ich mir nun gewiß in dem Vorhofe des gelobten Landes zu seyn, in welchem ich zum ersten Mahle in die großen Geheimnisse der Natur war eingeweiht worden, das ich so oft wiederzusehen gewünscht, und fast eben so oft wiederzusehen verzweifelt hatte. Nicht lange nach unserer Abfahrt von Meinau entwölkte sich die Sonne wieder, und es schien fast, als wenn sie uns das Glück, dieß Eiland nochmahls in seiner ganzen Schönheit zu erblicken, beneidet hätte.

Wenn die Stadt Kostanz sich in eben dem Verhältnisse wie der große Gasthof in dieser Stadt verschönert hat, so muß man

sie kaum wieder erkennen können. Noch im Jahre 1782 hatten die Zimmer und Möbeln im Adler das Ansehen, als wenn sie seit der Kirchenversammlung nicht wären erneuert worden; allein jetzt ist alles so reinlich und neu wie in den besten Gasthöfen Deutschlands. Auch sagt man uns, daß seit mehreren Jahren viel mehr Reisende nach Kostanz kommen als vormals. Diese Reisende sind nicht immer Ausländer aus fernen Gegenden, sondern großen Theils Schweizer aus den benachbarten Städten, die entweder, wie jetzt gewöhnlich geschieht, gleich nach der Hochzeit mit ihren jungen Frauen eine kleine Lustreise machen, oder die sich auch in größere Gesellschaften vereinigen, um gemeinschaftlich mit ihren Freunden und Freundinnen an den herrlichen Ufern des Bodensees die schöne Jahrszeit und die schöne Natur zu genießen.

Uns allen ist in dem ruhigen Kostanz und in unsern heitern und saubern Zimmern unbeschreiblich wohl. Wir haben uns vorgenommen, heute keinen Menschen zu besuchen und keine Merkwürdigkeiten zu sehen. Der Wirbel von Zerstreungen, Gesellschaften und interessanten Schauspielen der Kunst und der Natur, in welchem wir seit dem Anfange Mays in Wien, Salzburg und

München herum getrieben worden sind, macht uns nachgerade solche Ergetzungen, Gesellschaften und Merkwürdigkeiten mehr fürchten als wünschen, und die daher entstehende Überspannung und Unruhe erweckt in uns das heißeste Verlangen nach einigen ruhigen Tagen oder Stunden, in welchen wir unbekannt und unbeobachtet uns selbst leben können.

Am 15. Jun. Abends.

Wir kommen so eben von der Insel Reichenau zurück, und werden Morgen nach Schaffhausen abreisen. Ich nütze daher noch einige freye Augenblicke, um ihnen die angenehmen Eindrücke mitzutheilen, welche Kostanz dieß Mahl in mir hervor gebracht hat. Nach dem wir uns gestern von den Beschwerden der letzten Tagereisen vollkommen erhohlt hatten, so machten mein Freund Spittler und ich einen Spaziergang außer der Stadt nach dem so genannten Paradiese zu. Alle Straßen schienen mir auffallend lebhafter als vormahls. Viele Häuser waren oder wurden neu gebaut, und die meisten übrigen schienen vor kurzem ausgebessert zu seyn. Unter den Personen,

denen wir begegneten, redeten eben so viele französisch als deutsch. Wenn aber auch die Sprache die Fremdlinge nicht verrathen hätte, so würde man sie doch an Kleidung und Gang haben erkennen können. Seit der Niederlassung der Genfer hat man den Spaziergang vor der Stadt mit vielen neuen Bäumen bepflanzt, die aber an manchen Stellen in zu dichten Haufen, und fast noch näher als an dem Wege zwischen Schwezingen und Mannheim gesetzt zu seyn schienen. Wir fanden auf dieser Promenade nur wenige Personen, und zwar lauter Genfer und Genferinnen, und außer diesen einen kleinen muntern deutschen Knaben, der es schon wußte, daß man ehemahls in dieser Gegend den Johann Huß verbrannt habe, und dabey unmaßgeblich äußerte, daß man ihn jetzt nicht mehr verbrennen würde, wenn er auch die Mönche und den Papst zu demüthigen suchte. Das Ende der Promenade ist zugleich die Grenze von Deutschland, und wenn man also auf dem Rande der letzten Brücke steht, so kann man mit einem Schritte über Germaniens Grenzen wegschreiten, und sich der Gewalt ihres weitgebietenden Beherrschers entziehen, der von seiner Kaiserstadt aus seinen mächtigen Arm über so viele Reiche und Länder hinstreckt.

Außerhalb der Brücke gehört noch ein schmaler an dem Ufer des Rheins fortlaufender Streifen, auf welchem sich die Einwohner des so genannten Paradieses angebauet haben, der Stadt zu; allein der große Weg, auf welchen die Brücke hinführt, ist schon der äußerste Saum des Thurgaus. Es erregt in der That, wie mein Freund Spittler bemerkte, ganz eigene Gefühle wenn man auf der Grenze zweyer so mächtigen und berühmten Staaten steht, als Deutschland und die Schweiz sind, und kaum wird irgend ein deutscher Patriot, so sehr er auch Schweizerfreund seyn mag, auf dieser Grenze den herrlichen Garten des Thurgaus mit Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachtet haben, ohne es zu bedauern, daß diese schöne Provinz von dem mütterlichen Deutschland abgerissen worden. Es gibt in unserm Vaterlande gewiß mehrere Gegenden, die noch fruchtbarer und besser angebaut sind als das Thurgau, allein keine Gegend in Deutschland hat so sehr das Ansehen eines Edens als das Thurgau, weil keine einzige so stark mit Obstbäumen bepflanzt ist und sich so terrassenmäßig von flachen Ufern zu sanft ansteigenden Hügeln und Bergen erhebt, deren Scheitel meistens mit einem Kranze von

Wäldern umwunden ist. Wegen der amphitheatralischen Erhebung des Thurgaus deckt kein Gegenstand den andern, und alle Reichthümer der Natur werden dem lüsternen Auge wie zur Schau vorgelegt. Vielleicht stellt man sich das Thurgau auch deßwegen so leicht unter dem Bilde eines Gartens vor, weil die lieblichen und fruchtbaren Vorgründe und Hügel mit einer Kette von nicht fernen Bergen wie mit einer natürlichen Mauer eingefaßt, und dadurch die Grenzen der ganzen Landschaft, wie eines großen Parks, gleichsam abgezeichnet sind. Hinter den Thurgauer Bergen streckte der Alpstein, einer der erhabensten Spitzen der Appenzeller Gebirge, seine von der Abendsonne geröthete Felsenstirn empor.

Auf dem Rückwege nach der Stadt folgten wir einem starken Zuge von Menschen, die einem nahen Getümmel und einer lauten Kriegsmusik zueilten. Unsere Vorgänger brachten uns zu der frohen Scene eines Bürgerfestes, das auf einem freyen Platze innerhalb des Walls gegeben wurde. Wir fanden mehrere Zelte aufgeschlagen und neben diesen lange Tische errichtet, die mit großen Weinflaschen und mit kalten Speisen besetzt waren. Um diese saß und bewegte sich ein Theil der jungen Bürgerschaft

von Kostanz, die der Bischof mit fürstlicher Gastfreyheit bewirthen ließ, um ihr seine Zufriedenheit mit der Ordnung und dem Geschmacke zu bezeugen, womit sie die Wahl seines würdigen Coadjutors gefeyert hatte. Deutsche und Genfer saßen brüderlich unter einander gemischt. Die Genfer sangen eben so herzlich als die eingebornen Kostanzer deutsche Lieder, und hatten auch wenigstens eben so herzlich getrunken als diese. Ungeachtet viele mit bloßen Säbeln umher liefen, so entstand doch nicht die geringste Streitigkeit oder Gewaltthätigkeit. Über einen der Genfer aber, die man an ihrer neuen, für die Feyer der Coadjutorwahl verfertigten Uniform leicht erkennen konnte, wurde förmliches Kriegsrecht gehalten. Der Schuldige, der seinem Vorgesetzten nicht die gehörige Ehrerbietung bewiesen hatte, wurde als ein Gefangener von einer Wache von vier Mann mit gezogenen Säbeln herbey geführt. Man hielt dem Delinquenten sein Verbrechen mit richterlichem Ernste vor, sprach alsdann nach Kriegerart das Urtheil über ihn aus, während welcher Handlung der Delinquent von Zeit zu Zeit kühne Entrechats machte, und sperrte ihn darauf eine kurze Zeit in einen Thurm ein. Man mußte aber die Zeit der

Gefangenschaft abkürzen, weil der Schuldige von dem zunehmenden Rausche überwältiget wurde. Die Genferinnen näherten und mischten sich mehr als die deutschen Frauen unter die trinkenden Sänger, weil sie mehr als diese zu fürchten schienen, daß ihre Ehehälften sich in dem Taumel ihrer Freude vergessen möchten.

Indem wir vom Walle nach unserm Gasthofe gingen, sahen wir das ausgehauene Bildniß von Johann Huß mit der Jahrszahl seines Todes über der Thür eines kleinen Hauses, in welchem dieser unglückliche Mann gewohnt haben soll. Man kann kaum begreifen, wie dieses Bildniß dem Hause als ein Ehrendenkmahl einverleibt, oder wie es unversehrt erhalten werden konnte, da der blinde Eifer der Rechtgläubigen sich an Hussens Statüe mit so thätlicher Rache bewiesen hat. Der heitere und kühle Abend reizte mich zuletzt zu einem Spaziergange an den Hafen, von welchem ich durch die Leitung eines glücklichen Ungefährs an den neuen Damm kam, den man über einen Arm des ausfließenden Sees oder Rheins geführt und nach der Wasserseite hin mit einer Mauer versehen hat. Auch dieser Damm wird als Spaziergang gebraucht, und man hat von demselben an hellen Aben=

den, wie der gestrige war, eine freye Aussicht über den ganzen See bis nach Lindau hin.

Heute Morgen war Herr Professor Hauser, den ich gestern auf meinem letzten Spaziergange angetroffen hatte, so gütig uns schon um 7 Uhr abzuhohlen, um den Thurm an der Domkirche zu besteigen. Wenn jemand bey nebeligem, oder regnigem Wetter nach Kostanz käme, und dann an einem schönen Morgen oder Abende von der Gallerie des Thurms auf ein Mahl die Stadt, den See, den Rhein, die Inseln Meinau und Reichenau, die thurgauischen und schwäbischen Ufer an beiden Seiten des Sees hinauf, und am Rhein hinunter, und endlich die zahllose Menge von Städtchen und Flecken, von Klöstern und Schlössern, die an diesen Ufern oder auf den benachbarten Hügeln und Bergen erbaut sind, auf ein Mahl überschaute; so müßte ein solcher sich in eine andere Erde versetzt glauben. Wir fanden nicht viele Gegenstände, die wir nicht schon auf unserer gestrigen Fahrt oder auf den gestrigen Spaziergängen mehr in der Nähe gesehen hätten; allein ich rathe es doch einem jeden, wenn er auch mit uns in gleichem Falle ist, den Thurm des Doms in Kostanz zu besteigen, weil man von der

Höhe desselben die ganze Gegend gleichsam in eine Charte bringen, und ihre verschiedenen Theile in ein harmonisches Landschaftsstück zusammen ordnen kann.

Den übrigen Morgen brachten wir mit Besuchen in den Werkstätten und Niederlagen von genferischen Künstlern und Kaufleuten zu, und bey diesen Besuchen habe ich folgende Nachrichten erfahren, die Sie, wie ich hoffe, mit dem gegenwärtigen Zustande der neuen Kolonie hinlänglich bekannt machen werden.

Die genferische Kolonie war bey der letzten Zählung 513 Personen stark, welche Zahl, wie man mir versicherte, sich seit dieser Zeit eher vermehrt als vermindert hat. Der größte Theil dieser Kolonisten besteht aus Fabrikanten von Uhren und Brelocken und deren Gehülfen und Arbeitern. Alle diejenigen, mit welchen ich gesprochen habe, schienen mit ihrer Lage sehr zufrieden zu seyn, wiewohl mehrere wünschten, daß man ihnen noch größere Freyheiten möchte zugestanden haben, und daß sich noch mehrere reiche Landsleute, besonders Banquiers, zur Erweiterung des Handels in Kostanz angesetzt haben möchten. Die Kolonie unterhält eine beständige Verbindung mit der Mutterstadt, indem wochentlich ein fahren-

der Bothe nach Genf abgeht, und von da zurück kommt. Nichts desto weniger versicherten mir alle, die ich auf diesen Punkt brachte, daß sie noch nie mit Sehnsucht oder mit dem Wunsche der Rückkehr an ihre Vaterstadt zurück gedacht hätten, indem es ihnen unerträglich seyn würde, verhöhnt oder doch unbemerkt unter den Augen ihrer triumphirenden und stolzen Feinde umher zu gehen. Meiner Meinung nach hat der kaiserliche Hof alles gethan, was in seiner Macht war, um den neuen Ankömmlingen ihren Aufenthalt in Kostanz angenehm zu machen. Man ertheilte den Uhrenfabrikanten die Erlaubniß, gegen 10 vom Hundert in einem Zeitraume von zwanzig Jahren jährlich zwey tausend selbstverfertigte Uhren in die innerösterreichischen Länder einzuführen; welche Zahl man aber seit dem Anfange des Türkenkrieges lange nicht abgesetzt hat. Die Regierung räumte ferner der Uhrenfabrik das Kloster der aufgehobenen Franziskaner gegen eine jährliche geringe Miethe von 50 Fl., und dem Unternehmer einer Kattundruckerey das Kloster der ehemahligen Dominikaner gegen die jährliche Erlegung von 25 Fl. ein. Sie empfahl endlich dem Commendanten der Stadt die neue Kolonie auf das kräftigste, und dieser nahm sich der

Fremdlinge mit einem Eifer an, der den deutschen Einwohnern bisweilen parteyisch schien, und eine Zeit lang nicht wenig zur Erbitterung der Gemüther gegen die zu sehr begünstigten Kolonisten beytrug.

Nicht lange nach der Ankunft der Genfer verdoppelten sich fast die Preise und Miethen der Häuser, die noch jetzt wenigstens um die Hälfte höher sind als vormahls, ungeachtet man viele neue Häuser gebaut und noch mehrere ausgebessert hat. Diese steigenden Preise und Miethen der Häuser mußten, scheint es, die Genfer den wohlhabenden Häuserbesitzern, so wie der vermehrte Absatz von Arbeiten und Lebensmitteln, den ärmern Einwohnern empfehlen; allein es geschah gerade das Gegentheil. Diese feindseligen Gesinnungen der Kostanzer gegen die Genfer machen es begreiflich, warum nach der Aufhebung des Edikts von Nantes die umherirrenden Franzosen von so vielen Fürsten und Städten abgewiesen wurden. Die reichen Einwohner von Kostanz konnten es den Fremdlingen nicht verzeihen, daß manche derselben noch reicher als sie selbst und eben deßwegen im Stande waren, einen größern Aufwand zu bestreiten, und mehrere Menschen sich verbindlich zu machen. Noch mehr aber schmerzte es sie, daß

die neuen Ankömmlinge ihnen die Herrschaft aus den Händen rissen, die sie seit undenklichen Zeiten über ihre ärmern Mitbürger und verschuldeten Clienten ausgeübt hatten. Wenn ein Reicher in Kostanz einem geringen Handwerksmanne Geld vorgestreckt hatte, so hielt er sich mehr für den Herrn als für den Gläubiger seines Schuldners, und verlangte von diesem knechtische Ergebenheit oder Unterwürfigkeit. Fügte sich der Schuldner nicht in alle Launen und Zumuthungen seines Patrons, so setzte ihm dieser durch die unzeitige Aufkündigung oder Beytreibung der vorgestreckten Gelder in die größte Verlegenheit, und drängte ihm oft entweder sein Häuschen oder sein Rebland ab. Diese herrische Gewalt hörte bald nach der Ankunft der Genfer auf, weil der fleißige Handwerksmann oder Gärtner Gelegenheit erhielt, mehr Arbeiten und Waaren als bisher und auch theurer abzusetzen, oder auch Geld von andern als von reichen Kostanzern zu entlehnen. Die letztern setzten Himmel und Erde in Bewegung, um die Genfer zu verdrängen, oder ihnen wenigstens ihren neuen Aufenthalt zu verbittern. Sie begegneten den Fremdlingen nicht nur grob, und verkauften ihnen alles, was sie brachten, um unmäßige Preise, son-

dern sie wandten sich auch zu gleicher Zeit an den Hof, und suchten den Pöbel wider sie aufzuwiegeln. Dem Hofe schilderten sie die Genfer als ein armseliges und unruhiges Gesindel, das sich wahrscheinlich eben so bald wieder verlaufen werde, als es sich gesammelt habe; und dieser Schilderung glaubten sie dadurch einen Nachdruck zu geben, daß sie sich statt der Genfer eine Besatzung ausbaten, wodurch sie voraus sahen, daß die Miethe der Häuser sehr vertheuert werden würde. Allein der Hof durchschaute die Absichten der Kostanzer, und wies den gethanen Vorschlag mit der verdienten Verachtung ab. Die wohlhabendern Familien flößten ihren Söhnen und Anverwandten, mit welchen die Klöster und beide Collegiatstifter angefüllt oder besetzt waren, ihre feindseligen Gesinnungen ein, und diese trugen das Gift der Zwietracht unter der Maske des Religionseifers in den Familien der übrigen Bürger umher. Man erdichtete nahe und große Gefahren, welche die alleinseligmachende Religion von der Gegenwart undeutscher Ketzer zu befürchten habe, und machte es den Altern zum Verbrechen, daß sie ihre Kinder in die Werkstätten der Genfer schickten, um mit leichten Arbeiten ein geringes Tagelohn zu verdienen. Die

Einblasungen der geschäftigen Geistlichkeit brachten Anfangs desto größere Wirkungen hervor, da die Verschiedenheit der Sprachen, die daher nothwendig entstehenden Mißverständnisse, die erklärte Gunst der Regierung gegen die Fremdlinge und die wirkliche oder scheinbare Verachtung der Genfer gegen die weniger thätigen und kunstreichen Deutschen, auch ohne alle Aufhetzung eine gewisse Entfernung der Gemüther veranlassen mußten, bis man sich gegenseitig genauer kennen und seine eigenen Vortheile besser verstehen lernte. Es entspannen sich in den ersten Jahren mehrere blutige Streitigkeiten, unter welchen eine beynahe in einen allgemeinen Aufstand der Bewohner des Paradieses oder der Gärtner von Kostanz gegen die Genfer ausgeartet wäre, wenn nicht die Obrigkeit und andere vernünftige und unparteyische Männer sich mit gleicher Entschlossenheit und Klugheit ins Mittel geschlagen hätten. Von dieser Zeit an näherten sich die Genfer den Kostanzern mehr, als sie bisher gethan hatten, und suchten ihnen bey allen Gelegenheiten, besonders bey der Feyer der Koadjutorswahl und den darauf folgenden Schmäusen, ihre mitbürgerlichen Gesinnungen zu erkennen zu geben; und die gemei-

nen Bürger in Kostanz fingen an einzusehen, daß sie den Genfern ihren bessern Zustand zu verdanken hätten, und daß sie weder ihre Arbeiten noch Häuser, weder ihre Gartengewächse noch Fische so theuer als in den letzten Jahren würden verkaufen und vermiethen können, wenn die Genfer durch Mißhandlungen gezwungen werden sollten, wieder abzuziehen. Weil die vornehmern Familien in Kostanz sich noch immer von den Genfern entfernt halten, so haben diese ein geräumiges Gartenhaus außer der Stadt gekauft, wo sie täglich zusammen kommen, um sich mit einander zu unterhalten, oder durch unschuldige Spiele die Zeit zu verkürzen.

Gleich nachdem wir heute zu Mittage gegessen hatten, setzten wir uns in ein kleines Schiff, um nach Reichenau zu fahren. Wir stießen dieß Mahl aus dem Hafen von Kostanz ab, und ruderten unter der Rheinbrücke durch, ohne bey dem Ausflusse des Rheins aus dem See oder unter der Brücke auch nur einen Schein von Gefahr zu finden. Das Wetter hätte nicht günstiger seyn können, wenn es weniger heiß gewesen wäre; allein auf der Insel trafen wir keine der Personen an, an die wir uns wenden wollten. Selbst der Aufseher der Klosterbibliothek

war verreist, und sein Stellvertreter wußte nicht einmahl, oder wollte es nicht wissen, wo das Verzeichniß der Handschriften liege. Auch gab man vor, die Schlüssel zum Gewölbe nicht zu haben, in welchem die Heiligthümer und Schätze der Kirche aufbewahrt werden. Die Rückfahrt in der kühlen aber sanften Abendluft belohnte uns für die Hitze, die wir den Nachmittag ausgestanden hatten. Anfangs blendete die sinkende Sonne, wie das Anlitz einer Gottheit, indem sie feurige Ströme von Licht über den glatten Spiegel des Flusses ausgoß. Als sie aber in den Schooß des Rheins hinab zu steigen und ihre Scheibe auf dem Wasser zu liegen oder aus demselben hervor zu ragen schien, da milderte sich der verwundende Glanz ihrer Strahlen in einen himmlischen Schimmer, der in unabsehnlicher Ferne über die leichbewegte Fläche des Flusses hinzitterte. Nicht weniger schön waren nachher die langen Streifen der Abendröthe, die durch alle Schattirungen in ein bläuliches, nur noch kaum gefärbtes Licht wegschmolz, und uns aus dem Rhein wie vom Himmel entgegen glänzte. Der Rhein sieht von seinem Ausflusse aus dem Bodensee an bis über Reichenau hinaus, wegen seiner Breite und seiner sanften kaum bemerkba-

ren Bewegung, eher einem See als einem Flusse ähnlich; allein es war doch in der That eine sehr uneigentliche Anwendung dieses Worts, wenn man den breiten und langsamen Strom, und besonders die Hälfte, welche Reichenau vom festen Lande trennt, den kleinen Bodensee nannte, indem der Rhein nirgends in seinem Laufe aufgehalten wird, sondern vielmehr die schönste Insel, wie seine erstgeliebte Braut, mit beiden Armen umschließt. Wegen der Seichtigkeit und Trägheit des Stroms wächst gegen Kostanz hin, und besonders dem Paradiese gegen über, häufiges Schilf, von welchem ein morastartiger Geruch aufsteigt, dergleichen man sonst nur an dem Schilfe von stehenden Wassern wahrnimmt.

Grüßen Sie alle unseren Freunde. Von Zürch schreibe ich Ihnen wieder, wo ich Briefe zu finden hoffe. Ich bin, u. s. w.

Zweyter Brief.

Schaffhausen am 16. Jul. 1788.

Theuerster Freund!

Wir sind heute unserm ersten Vorsatze gemäß genau in der Mitte des Julius in der ersten schweizerischen Stadt angelangt, so wie wir bisher eine jede Stadt pünktlich an eben dem Tage erreichten, an welchem wir sie zu erreichen uns schon in Göttingen vorgenommen hatten. Höchst reizend ist die Fahrt auf der ersten Station von Kostanz aus an den Ufern des Rheins und durch die fruchtbarsten mit Obstbäumen besetzten Gefilde; desto langweiliger aber sind die beiden übrigen Stationen, besonders die letzte Station zwischen Singen und Kostanz, wegen der fast ununterbrochenen, und doch nicht schützenden Wälder, von welchen man eingeschlossen ist, und wegen des ewigen Hinab- und Hinauffahrens von Hügeln, die fast alle Aussicht hindern. Unglücklicher Weise erhielten wir heute in Singen beynahe eben so schlechte Pferde als das erste Mahl, und wir fingen mehr-

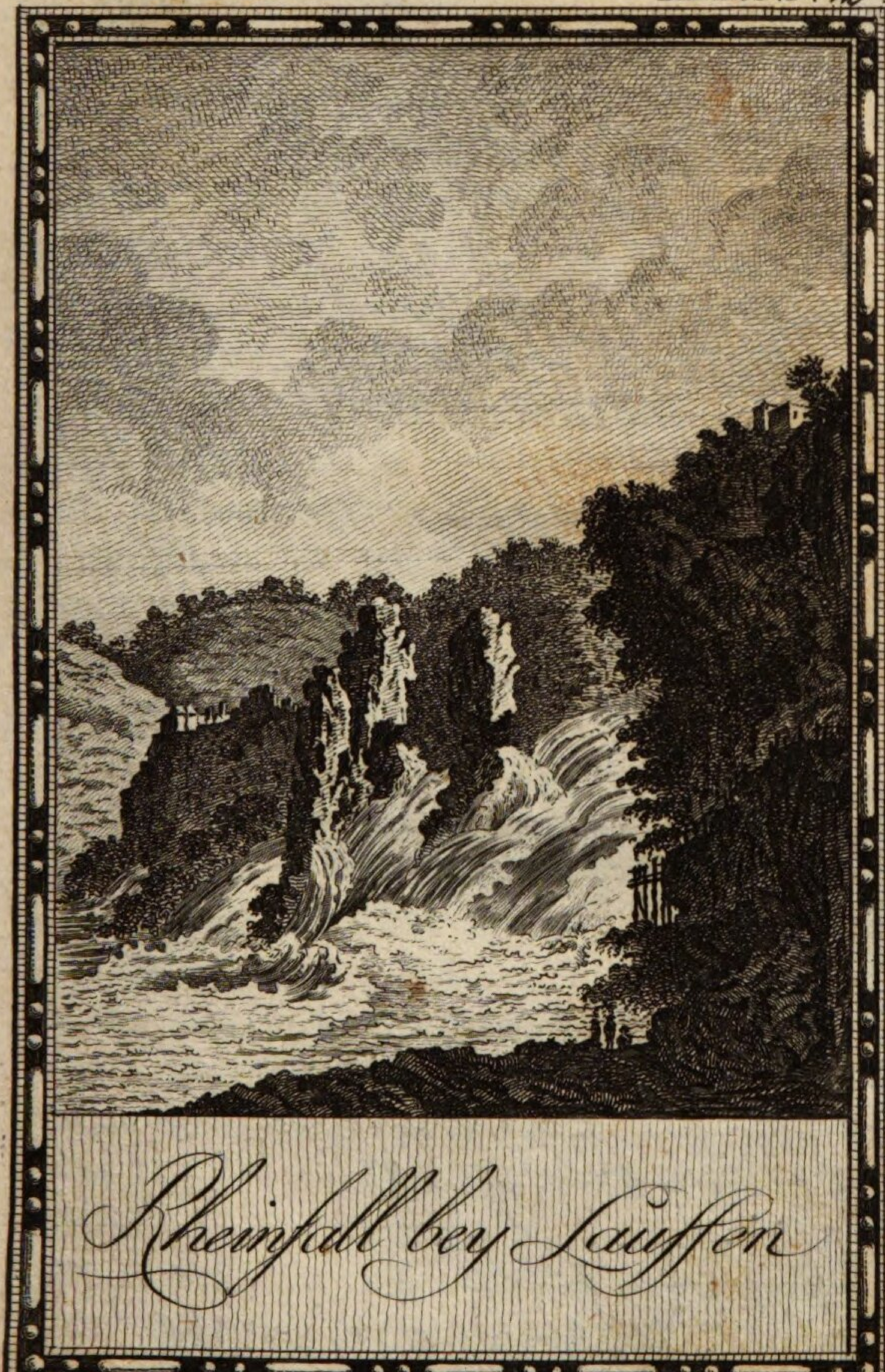
mahls an zu zweifeln, ob sie uns nach Schaffhausen bringen würden. Auf einem kleinen Spaziergange, den wir gegen den Hohentwieler Felsen hin machten, hörten wir, daß der bedauernswürdige junge Mann, der schon im Jahre 1782 eine Zeit lang in einem finstern unterirdischen Kerker auf der Festung saß, noch immer lebe, und eben so oft und furchtbar tobe wie vormahls. Wenn nicht die Hoffnung die letzte und oft einzige Freundinn von Hülflosen auch diesen Unglücklichen bisweilen in seiner schrecklichen Behausung besuchte, und ihn durch ihre stärkenden Verheißungen gegen Verzweiflung schützte: so müßte der von der übrigen Welt verlassene Gefangene längst aufgerieben worden seyn.

Wir waren heute noch nicht fünf Minuten aus dem Wagen gestiegen, als wir bey dem ersten Blicke auf die Straße unsern Freund Lavater nebst seinem Sohne und einigen Herren aus Schaffhausen vorüber gehen sahen. Wir konnten uns nicht enthalten, unsern zürcherischen Freund herauf zu rufen, von welchem wir zur Vermehrung unserer Freude hörten, daß seine verehrungswürdige Gattinn sich besser als seit langer Zeit befinde, und gleichfalls hier sey. Wenn dieß unerwartete Wiedersehen vorbedeutend wäre,

so würden wir hoffen dürfen, daß unser Aufenthalt in der Schweiz sehr glücklich seyn werde.

Unsere späte Ankunft in Schaffhausen und die große Hitze des Tages hinderten uns, vor fünf Uhr nach Laufen, dem Schlosse über dem Rheinfalle, zu fahren. Auf diesem Wege sahen wir Proben von Fruchtbarkeit des gegenwärtigen Jahrs, dergleichen uns auf unserer ganzen bisherigen Reise noch nicht vorgekommen waren. Alle Obstbäume in den Gärten und Wiesen waren nicht bloß gestützt und mit einigen Stäben gestützt, sondern hatten meistens sechs, acht, zwölf, ja einige sogar achtzehn bis vier und zwanzig Stützen unter sich, und doch waren mehrere durch die Last ihrer Früchte niedergedrückt worden. — An einer der engsten Stellen des Weges trafen wir eine alte Frau an, die eine nicht sehr zahlreiche Herde von Gänsen vor sich hertrieb. Weil diese Frau das Ansehen einer Reisenden hatte, so fragen wir sie, woher sie komme und wohin sie wolle? Sie komme, antwortete sie, aus Schwaben, wo sie die Gänse aufgekauft habe, die sie weiter ins Zürchergebiet treiben wolle, wie sie alle Jahre zu thun pflege, weil die Gänse in der Schweiz viel seltener und auch kleiner als in Schwaben seyen. Ich weiß nicht,

ob die zürcherischen Ökonomen von diesem Gänsehandel schon etwas erfahren haben. — Die Gegend um das Schloß Laufen und alles, was ich von dem Rande des hohen und steilen Rheinufers entdecken konnte, war mir so bekannt, als wenn ich es erst vor einigen Wochen gesehen hätte; allein als ich auf die Gallerie kam, die an den Rheinfall und zum Theile in denselben hinein gebaut ist, da war mir das, was ich hörte und sah, fast eben so neu, als wenn ich es noch nie gehört und gesehen hätte. Der Fall des Rheins schien mir höher und breiter, die Kraft und Geschwindigkeit der herabstürzenden Wellen viel größer, und die ganze Wassermasse ungleich reicher als im Jahre 1782, ungeachtet der Rhein jetzt im Jul. beträchtlich niedriger als vor sechs Jahren im Junius war. Die Neuheit dieses Schauspiels, das ich vormahls mit so großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, würde mich befremdet haben, wenn ich sie nicht gewisser Maßen erwartet hätte, indem ich bald nach der ersten Betrachtung des Rheinfalls fand, daß man die Eindrücke, die diese hinreissende Naturerscheinung hervor bringt, fast gar nicht mit der Einbildungskraft festhalten, und eben deßwegen auch nicht eine Zeit lang nachher auf eine der Empfindung sich nähernde Art erneuern kann. Der An-



Rheinfall bey Lauffen

C. Schindelmayer sc.

blick des Rheinfalls fesselte auch dieß Mahl meine Sinne und Seele, und verschlang meine ganze Aufmerksamkeit so sehr, daß ich unter den Mitbewunderern nicht einmahl einen meiner edeln bernischen Freunde, den Herrn Baron von Kirchberger wieder erkannte, ungeachtet er mir und ich ihm einige Mahle auf der engen Gallerie auswich. So mächtig aber auch der Rheinfall mich gestern erschütterte, so konnte ich mich doch von dieser erhabenen Scene nicht genug durchdringen lassen, weil der Zuschauer zu viele, die Zeit der Beobachtung zu kurz und die Beobachtung selbst nicht ungestört genug war. Einer der Bedienten, die unsere Gesellschaft begleiteten, fragte: ob dann der entsetzliche Sturz von Wasser immer fortdaure? eine Frage, die mir in dem Munde des Fragenden sehr treffend schien, da es wider alle gemeine Erfahrung ist, daß eine solche Gewalt, dergleichen der fallende Rhein bey Laufen äußert, lange anhalte, und weil ein jeder, der nicht daran denkt, daß er den Fall eines großen Flusses vor sich hat, bey dem Anblicke der herabschießenden Gewässer glauben muß, daß der Vorrath sich bald erschöpfen werde. Unser Führer, ein Bedienter aus dem Schlosse, machte uns auf eine Stelle an der rechten Seite der Gallerie aufmerksam, wo er

vor nicht gar langer Zeit einer Frauensperson das Leben gerettet hatte. Diese Frauensperson war, ich weiß nicht in welcher Absicht, auf die Bohlen gegangen, womit das Pfahlwerk in dem vorbeystürzenden Rhein belegt ist. Indem sie hier die Arbeit, weßwegen sie hinab gestiegen war, verrichten wollte, glitschte sie auf dem schlüpfrigen Holze aus, und fiel in den scheußlichen Abgrund hinab, der sich unter der Gallerie öffnet. Unser Begleiter war so glücklich, die Fallende bey dem Fuße zu erhaschen; allein er hatte nicht Kraft genug, sie aus den wilden Fluthen, die sie mit heftigen und in jedem Augenblicke wiederhohlten Stößen an sich zogen, heraus zu reissen. Hier schwebte also die Unglückliche fast eine Viertelstunde in dem ungeheuern Rachen des Verderbens, von den brausenden Wellen wie von Henkern gepeitscht, und in jedem Augenblicke in Gefahr, in die gräßliche Tiefe hinab geschleudert zu werden. Die Kräfte ihres Erretters waren beynahe erschöpft, als sein beständiges und immer lauteres Schreyen endlich mehrere Helfer herbey brachte, die das fast entseelte Mädchen aus der augenscheinlichen Todesgefahr befreyten.

Wir hatten kaum die letzte der Stufen, die man an dem steilen Abhange ausgegraben und mit kleinen Querhölzern befestigt hat,

wieder erstiegen, als wir einen Kahn mit zwey Ruderern herüber kommen sahen, deren Absicht es war, uns an das entgegengesetzte Gestade überzusetzen. Mein Freund Spittler und ich entschlossen uns gleich mit unserm Bedienten die Fahrt zu wagen, und die Herren von Stockar und Müller waren so gütig, uns zu begleiten. Unsere Sitze waren bald fertig, und wir stießen frohen Muths vom Lande ab. Das kleine Schiff schwankte gleich in den ersten Augenblicken, da wir das Ufer verlassen hatten, sehr heftig; allein dieß Schwanken beunruhigte uns noch nicht, da wir glaubten, daß es von dem letzten Stoße herrühre, den der Kahn durch das gegen das Ufer gestemmte Ruder erhalten hätte. Je weiter wir aber fuhren, desto mehr nahm das Schwanken zu, und wurde zuletzt so stark, daß alle, die im Schiffe waren, erblaßten, und selbst einer der Schiffer das Gleichgewicht zu verlieren in Gefahr war. Da wir nun bald mit dem linken, bald mit rechten Rande des Kahns beynahe die unruhigen Wellen des tiefen und reissenden Flusses berührten; so riefen wir unsern erschrockenen Führern zu, daß sie uns so bald als möglich, ans Land setzen möchten. Diese suchten uns durch die Vorstellung zu trösten, daß nichts zu fürchten sey, wenn wir

uns nur ruhig erhielten, welches aber fast unmöglich war, indem wir uns unwillkürlich, je nachdem das Schiff sich rechts oder links überneigte, auf die entgegengesetzte Seite legten, und dadurch allerdings die Bewegung des Kahns vermehrten. Unser Rufen und das Gegenschreyen der Schiffer dauerte mehrere Minuten fort, bis diese endlich, wiewohl ungern, nachgaben, weil sie fürchteten, daß sie durch das Umkerhen ihre Schifferehre einbüßen möchten. Wir erreichten zwar glücklich das Ufer wieder, allein weit unterhalb des Platzes, wo wir eingestiegen waren. Unsere Begleiter aus Schaffhausen versicherten, daß sie schon mehrere hundert Mahle über den Rhein gefahren wären, aber noch nie ein so gefahrvolles Schwanken als dieß Mahl empfunden hätten. Dieß Schwanken entstand meiner Meinung nach hauptsächlich daher, daß wir nicht gleichförmig in die beiden Hälften des Kahns vertheilt waren. Die größte Gefahr, in der wir gewesen waren, hatten wir Fremdlinge gar nicht geahndet, indem es häufig geschieht, daß ein Kahn umschlägt, wenn man an einer Stelle zu landen sucht, wo das Ufer steil und der Rhein tief und reissend ist. Wenn Sie also jemahls in die Schweiz kommen, so nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie sich nicht in zu großer Gesellschaft den leichten und

C. Schindelmayer, sc.

schmalen Kähnen anvertrauen, womit man den Rhein gleich unter seinem Falle zu befahren pflegt. Wir hatten uns durch unsere Rheinfahrt so sehr verspätet, daß wir nur noch mit genauer Noth in die Stadt kamen, die von der Seite der Rheinbrücke gegen die Nacht geschlossen wird.

Zürch am 18. Jul.

Hier sitze ich wieder in eben dem Zimmer, in welchem ich vor sechs Jahren wohnte, und aus welchem mich die Aussicht so oft entzückt hat. Das Gewimmel der Menschen vor dem Schwert und auf den beiden Brücken, die schöne Limmat, der noch schönere See mit seinen mahlerischen Ufern, der Wasserthurm, das Rathshaus und alle übrigen Gebäude in der Nachbarschaft finde ich eben so wieder, wie ich sie vormahls gesehen habe; allein die größte Zierde dieser Aussicht ist schon dahin. Die Schweizerhacken, auf welchen das Auge zuletzt ruht, sind ihrer Schneedecken durch die Hitze des Sommers beraubt, und stehen öde und leer da, umgeben mit schwarzen Wolken, wodurch die Glarner und Appenzeller Gebirge ganz unsichtbar werden.

Um das Vergnügen zu haben, mit unserm

Freunde Lavater nach Zürch zu reisen, blieben wir gestern bis nach Mittage in Schaffhausen. Schon am frühen Morgen machten wir einige Besuche bey dem Herrn von Imthurm, Lavaters Gastfreunde, dem Herrn von Stockar, der die gestrigen Gefahren mit uns theilte, und zuletzt bey dem Herrn Professor Jetzler, dessen große Verdienste Sie aus einem Aufsatze in dem ersten Bande unsers historischen Magazins kennen. Wir fanden diesen verehrungswürdigen Patrioten in dem beynahe vollendeten Waisenhause, das ein dauerndes Denkmahl seiner erhabenen und uneigennützigen Vaterlandsliebe bleiben wird. Es war diesem edeln Bürger nicht genug, sein ganzes Vermögen zur Errichtung des neuen Waisenhauses herzugeben: er widmete zu eben dieser Absicht den größten Theil seiner Zeit, alle seine Kräfte und seine vorzüglichen Kenntnisse in der Baukunst. Herr Jetzler beschäftigte sich, da wir in das Waisenhaus eintraten, unter den übrigen Arbeitern, von welchen wir ihn an seiner einfachen Kleidung kaum hätten unterscheiden können. Das Gebäude ist dauerhaft und edel, und wird wahrscheinlich, wenn es ganz fertig ist, mit unsern meisten deutschen Waisenhäusern verglichen, prächtig genannt werden können. Jeder Theil desselben ist nach einem so reifen

und so oft wiederhohlten Nachdenken entworfen und ausgeführt worden, daß es flüchtigen Beobachtern nicht einmahl einfallen kann, das Werk eines Meisters nach einem schnellen Blicke richten zu wollen. Die Zimmer an der Erde sind an der einen Seite für die Knaben und an der andern Seite für die Mädchen bestimmt; und diese Zimmer schienen uns Anfangs wegen ihrer Unaufgeräumtheit und wegen der Werkzeuge, womit sie angefüllt waren, nicht groß genug. Im ersten Stocke werden die Aufseher und Lehrer wohnen; auch wird darin ein Saal zur Versammlung der Waisenherren eingerichtet werden. Die Bestimmung der Zimmer des zweyten Stocks war noch nicht gewiß entschieden. Der freye Platz hinter dem Waisenhause hat zwar keinen großen Umfang, allein er ist doch groß genug, um den Kindern zu den nöthigen Bewegungen und Leibesübungen dienen zu können. Ein Theil dieses Platzes ist dem Rhein durch Eindämmen abgewonnen, und eben deßwegen ist der ganze Platz mit einer dicken und sichern Mauer umzogen worden. Die Einrichtung des Waisenhauses in Schaffhausen wird sich von den deutschen auf eben die Art wie die meisten übrigen schweizerischen Waisenhäuser unterscheiden. In unsern deutschen Waisenhäusern erzieht man verlassene Kinder

aus den niedrigsten Volksklassen, die nach vollendeter Erziehung entweder den Kriegsstand oder irgend ein Handwerk ergreifen, oder auch Bediente werden. In der Schweiz hingegen nimmt man in die öffentlichen Waisenhäuser nur Kinder aus bürgerlichen oft angesehenen Familien auf, unter welchen sich manche viel zu gut dünken, als daß sie gemeine Soldaten oder Handwerker werden sollten. Die schweizerischen Waisenhäuser sind daher im ganzen viel prächtiger gebaut als die deutschen. Die Kleidung, Wohnung und Nahrung der Kinder ist in den erstern viel besser als in den letztern, und besonders ist der Unterricht sorgfältiger und mannigfaltiger, als er zu seyn brauchte, wenn man bloß künftige Soldaten oder Handwerker bilden wollte. Wenn unsere deutschen Waisenhäuser manchmahl darin fehlen, daß sie den Kindern nicht die nöthige Pflege und den nöthigen Unterricht geben, so fehlen die schweizerischen eben so oft darin, daß sie die Kinder zu gut halten, als daß sie nachher mit der Nahrung und den Arbeiten gemeiner Handwerker zufrieden seyn könnten. Man darf es Herrn Jetzler zutrauen, das er dieß Gebrechen der schweizerischen Waisenhäuser vermeiden werde.

So bald wir unsere Besuche geendigt hat-

ten, setzten wir uns in einen offenen Wagen, um den Rheinfall noch ein Mahl ungestört und mit Muße zu sehen. Schon von dem Gartenhause, das am Ende des Schloßgartens über den Wasserfall erbauet ist, bemerkte ich, daß er sich uns dieß Mahl ganz anders als an dem letzten Abende zeigen werde. Wir eilten daher voll ungeduldiger Erwartung auf die Gallerie, wo der einzige rechte Standpunkt für die Beobachtung des Rheinfalls ist, da man aus dem Gartenhause die umliegende Gegend und, wenn ich so reden darf, die Decorationen des Rheinfalls am besten überschauen kann. Schon vor der Öffnung der Thür, wodurch der Eingang auf die Gallerie verschlossen wird, fühlte ich beym ersten Blicke, daß ich, der ich den Rheinfall jetzt zum dritten Mahle sah, ihn dennoch zum ersten Mahle in seiner wahren Gestalt und in seiner ganzen Herrlichkeit sehen würde. Der Rheinfall ist ein so außerordentliches Schauspiel, daß, wenn man ihn bey der bloßen Erleuchtung des Tageslichts sieht, man sich unmöglich vorstellen kann, daß er durch den Glanz der Sonne noch um so vieles verherrlicht werden könne; auch ich glaubte daher, daß ich mit den Strahlen der Sonne weiter nichts als etwa den Anblick eines Regenbogens verloren hätte; allein durch den vollen Glanz

der Morgensonne wurde nicht nur die ganze Scene gehoben und den Augen genähert, sondern es offenbarten sich nun auch viele erstaunenswürdige Erscheinungen, die ich vorher gar nicht geahndet hatte. Nun erst konnte ich recht bemerken, mit welcher unaussprechlichen Kraft die schäumenden Fluthen von dem Rande des Felsenbetts, vorzüglich aber zunächst am Ufer, herab geschläudert wurden; wie sie mit schmetterndem Donner gleich auf den ersten Absätzen in emporsteigende und gegen einander kämpfende Strudel und Wirbel zusammen stürzten; wie sie sich mit gereizter Wuth aus diesen Strudeln losrissen, und oft mit einem ungeheuern Sprunge in die gräßliche Tiefe hinab warfen, um nicht von ihren Gegnern ereilt zu werden; wie sie aber dennoch bisweilen von den nachjagenden Wogen erreicht und in den Abgrund hinein gedrückt wurden. Als wir das erste Mahl auf die Gallerie traten, kehrten wir vermöge einer unwillkürlichen Bewegung gleich wieder um, weil der Rhein in jedem Augenblicke zu wachsen, und mit einem solchen unaufhaltsamen Ungestüme auf uns einzudringen schien, daß wir fürchteten, er möchte alle Hindernisse und Schranken, welche Natur und Kunst ihm entgegen gesetzt haben, niederreissen, und uns sammt den

Trümmern der zitternden Gallerie in seinen unergründlichen Schlund hinunter wälzen. Schon beym ersten Falle der Gewässer auf den schiefliegenden Abhang stiegen unaufhörlich Staubwolken und Wassersäulen empor, deren Gestalten und Bewegungen eben so unendlich als die der Wellen waren, von welchen sie ausgeworfen wurden. Diese Nebelwolken hoben sich dem Scheine nach wenigstens eben so hoch über den Rand des Wasserfalls empor, als das obere Bett des Rheins über die untere Wasserfläche erhaben ist. Eben diese Wolken bildeten eine magische Wand zwischen dem Auge des Zuschauers und zwischen dem gegenüberliegenden Ufer. Wenn ein Windstoß die Wolken theilte, so zeigten sich plötzlich die Gebüsche und Bäume des andern Gestades, die aber gleich wieder wie von Meeresfluthen verschlungen wurden, wenn ein entgegengesetzter Stoß die Nebel wieder zusammen drängte. Jeder Wirbel, jede Wolke wurde gleichsam die Quelle oder Geburtsstätte von auffliegenden Staubwolken, die sich aber am dichtesten und furchtbarsten aus dem kochenden Abgrunde, in welchen alles zusammen stürzt, wie aus der Mündung eines feuerspeyenden Berges emporwälzten. Der ganze Luftraum über dem weiten Becken des wiedergesammelten Rheins war mit einem

sich immer erneuernden Wolkenmeere angefüllt, dessen Wellen und Ströme bald geschwinder und bald langsamer gegen den Busen zu flossen, der von dem Schaffhauser Ufer gebildet wird. In diesem Wolkenmeere wurde jedes Wasserstäubchen von den Strahlen der Sonne durchdrungen, und ungeachtet man keine ausgemahlte und scharf abgeschnittene Farben entdeckte, so war doch durch das Ganze ein gewisser rosenfarbner Schimmer verbreitet, der diesem Schauspiele einen überirdischen Reiz verlieh. Vor unsern Füßen tanzten zwey schöne Regenbogen ihren entzückenden Zaubertanz, und sehr oft prangten die stäubenden Wassergüsse und die dünnen Wasserstrahlen, die durch den Druck und Gegendruck der Fluthen heraus gepreßt und über die untere Wassermasse hingesprützt wurden, mit den herrlichsten Farben der Morgenröthe: eine Erscheinung, die ich sonst niemahls bey Wasserfällen wahrgenommen habe. Eine der schönsten Verzierungen des Wasserfalls war der Schatten, den das überhangende Gesträuch des hohen Felsenufers in den nahen Wasserfall warf. Dieser Schatten blieb gleichsam beständig in der Luft hangen, indem er auf den Spitzen der Schaumbüschel schwebte, womit die stets verschwindenden und wieder emporwallenden Strudel und

Wellen gekränzt sind. — Wenn man an dem von der Morgensonne erleuchteten Wasserfalle auch so lange verweilt, bis der erste erschütternde und fast betäubende Eindruck nachläßt, und bis man jeden einzelnen Theil, jede große oder reizende Erscheinung abgesondert betrachtet hat; so wird man doch immer wieder von neuem an dieß außerordentliche Schauspiel hinan gezogen; dann aber ist es nicht der bloße Anblick mehr, der einen fesselt, sondern man wird vielmehr durch die Betrachtungen festgehalten, die durch das, was man gesehen hat und noch sieht, veranlaßt werden. Wer sollte auch nicht bey dem unausgesetzten Sturze des Rheins, wo eine Welle stets die andere vor sich herpeitscht, an die Unerschöpflichkeit der Natur denken, die nicht bloß die Urne des Rheins, nicht bloß die Urnen aller übrigen Flüsse füllte, sondern die auch in jeden Tropfen, so wie in jedes Staubtheilchen unversiegliche Quellen des Segens und des Genusses ausgoß? — Jede vorüberschießende Welle, die sich in dem untern Becken des Rheins mit ihren Vorgängerinnen vereinigt, reißt dem Zuschauer einen Theil von seinem Leben ab, und wird ein warnender oder schreckender Zeitmesser, der ihn erinnert, wie schnell die gegenwärtigen Augenblicke dahin fliegen, und sich unwie-

derbringlich in den Abgrund der Zeiten verlieren, der so viele Jahrtausende verschlungen hat. — Welche Menschengeschlechter erlebten den Fall der Felsmassen, die fast gewiß auf den beiden hervortretenden Ecken der obern Felsbank und auf der hohen Wölbung in der Mitte des Abhanges standen? Wie viele Zeugungen werden verschwinden, bevor der angefressene Fels an dem untern Rande des Abhanges, oder bevor das steile Felsenufer niedergeworfen wird, das sich dem Rhein da, wo er am gewaltigsten tobt, mit unerschütterlicher Festigkeit entgegen stemmt? Diese oder ähnliche Betrachtungen müssen nothwendig in einem jeden gefühlvollen und nachdenkenden Beobachter aufsteigen, und solche Betrachtungen dauern und arbeiten noch lange in der Seele fort, nachdem man den Wasserfall verlassen hat. Voll von dem, was wir gesehen hatten, setzten wir uns gleich nach unserer Rückkunft zu Tische, und Sie können also leicht denken, wie groß unser Erstaunen und Unwille war, als wir von dem Kronenwirthe hörten, daß schon manche Reisende sich darüber gewundert hätten, wie man so viel Aufhebens vom Rheinfalle machen könne. Einige, die sich recht weise dünkten, hatten am Rheinfalle weiter nichts bemerkt, als daß das Wasser schwer sey. Die Nahmen

solcher Spötter oder Entweiher der Majestät der Natur sollten mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel geschrieben, und zur verdienten Verachtung aller Reisenden in dem Speisesaale der Krone aufgehängt werden.

Der Weg von Schaffhausen nach Zürch über Winterthur hatte für uns in Rücksicht der Landschaften nicht viel Merkwürdiges, so wie die zuletzt genannte Stadt, ihre Spaziergänge und umliegenden Gegenden uns nicht vorzüglich schön schienen. Der vortheilhafteste Standpunkt auf der erstern Hälfte des Weges ist auf dem Schlosse Andelfingen, wo jetzt der Herr Landvogt Meiß wohnt, den ich schon bey meiner ersten Reise kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Aus den Fenstern dieses Schlosses beherrscht man ein weit ausgebreitetes Thal, das von einem kleinen Flusse belebt wird, das aber nicht sehr bevölkert und angebaut ist, wenn anders nicht die häufigen Hügel und Wälder die Wohnungen der Menschen und ihre Arbeiten verstecken. Einer der merkwürdigsten Männer in Winterthur ist der große Kenner und Mahler von Insekten, Herr Schellenburg, der so gütig war, uns viele von seinen meisterhaften Arbeiten zu zeigen. Die Straßen zwischen Schaffhausen und Zürch waren äußerst schlecht; doch läßt der Kanton einen neuen

und schönern Weg bauen, der bald fertig seyn wird. Wenn man die Schweiz überhaupt oder den Kanton Zürch nach den Dörfern beurtheilen wollte, die man zwischen Schaffhausen und Winterthur, und zwischen dieser Stadt und Zürch sieht; so würde man, wie ich auch schon von mehrern Reisenden gehört habe, keine sehr günstige Meinung von dem Zustande des Landmanns, und von der Fruchtbarkeit und dem Anbaue des Landes fassen können. Die Häuser in den Dörfern und Flecken sind fast alle von Holz gebaut, und entweder mit Schindeln oder mit Stroh gedeckt. Sie haben nicht bloß ein schmutziges, sondern sehr oft ein verfallenes Ansehen, welches uns um desto mehr auffiel, da wir aus den Gegenden von Deutschland kamen, in welchen unstreitig die schönsten Dörfer sind. Das Geschirr und Ackergeräth schien meistens eben so sehr als die Ausbesserung der Häuser vernachlässiget zu werden, und die Kinder, die uns anbettelten, hatten eine ungesunde Farbe, und waren mit zerrissenen und unreinlichen Lumpen behangen. Man gestand in Zürch selbst ein, daß die Gegend, durch welche wir gekommen wären, eine der unfruchtbarsten und am wenigsten glücklichen sey; allein man überzeugte uns bald, daß man von diesem Theile nicht auf das Ganze schließen könne.

Am 25. Jul.

Hier, mein Werthester, habe ich im Schooße der Freundschaft die lange verlorne Ruhe gefunden, nach welcher ich mich so lebhaft sehnte, und deren ich so sehr bedurfte. Zürch ist die erste unter den Städten, wo wir uns einige Zeit aufgehalten haben, in welcher nicht gleich jeder Tag ausgetheilt und jede Stunde besetzt war. Hier genoß ich seit langer Zeit zum ersten Mahle das Vergnügen wieder, mich an jedem Morgen Meister von dem bevorstehenden Tage zu fühlen, und an jedem Abende mich ohne den beunruhigenden Gedanken zu Bette zu legen, daß ich vielleicht zu spät für eine abgeredete Partie erwachen werde. Hier konnte ich ganz nach meinem Wohlgefallen lesen, spazieren gehen, Freunde und lehrreiche Sammlungen oder nützliche Anstalten besuchen. Wenn ich auch nicht schon das Meiste, was man Fremden zu zeigen pflegt, gesehen hätte, so würde ich dennoch manches Merkwürdige mit Vorsatz übergangen haben, um nur ein Mahl ausruhen zu können. Das regnige Wetter, das wir einige Tage her hatten, vereitelte uns zwar eine und die andere Landpartie; allein zugleich begünstigte es meine Absicht,

entweder in ungestörter Einsamkeit, oder in der Gesellschaft von Freunden, in welcher ich keine Art von Zwang empfand, mich von der bisher geführten unstäten Lebensart zu erhohlen.

Wir waren so glücklich, alle unsere übrigen vertrauten Freunde und Freundinnen in erwünschtem Wohlseyn anzutreffen; nur vermißten wir mit inniger Wehmuth in diesem Kreise theuerer Personen den unsterblichen Geßner und den unvergeßlichen Chorherrn Schinz, einen der redlichsten Männer und der gelehrtesten Ärzte, die Zürch seit langer Zeit besessen hat. Dem Dichter und Mahler Geßner werden seine Freunde ein Ehrendenkmahl auf dem Schützenplatze nicht weit von dem neuen Pavillon errichten, den man erst seit einigen Jahren erbaut hat. Die Landschaftsstücke dieses großen Idyllendichters und Idyllenmahlers werden so sehr geschätzt, daß man sie mit zwanzig und mehrern Louisd'or bezahlt. Er hat nur fünf oder sechs Gemählde, und unter diesen ein unvollendetes nachgelassen, die aber, wie billig, die Familie als ein unveräußerliches Heiligthum aufbewahren wird.

Den größten Theil unserer Zeit brachten wir in dem Schinzischen und Lavaterischen Hause zu. Neue Verbindungen such-

ten wir nicht; doch freuten wir uns sehr über die günstigen Gelegenheiten, die uns mit den beiden Herren Zunftmeistern, Irminger und Heidegger bekannt machten. Dieser, ein würdiger Sohn des großen Bürgermeisters Heidegger, besitzt außer einer Sammlung von Gemählden und Kupferstichen einen großen Schatz von trefflichen, besonders von seltenen, Büchern und unter diesen mehrere, von welchen die größten Bücherkenner nicht einmahl wußten oder zweifelten, ob sie vorhanden seyen. Herr Irminger wird als ein rechtschaffener, einsichtsvoller und thätiger Mann allgemein verehrt, und diese Verehrung verdient er um desto mehr, da er sich selbst gebildet hat. Nach diesem Urtheile werden Sie sich gewiß wundern, wenn ich Ihnen sage, daß Herr Irminger ein Bäcker sey; allein er läßt, wie mehrere andere Männer von ähnlichen Verdiensten, die angeerbte Beschäftigung von seinen Leuten treiben, wie unsere deutschen Edelleute ihre Güter von ihren Leibeigenen oder Knechten bauen lassen.

So heiter auch bey unserm jetzigen Aufenthalte in Zürch das Wetter meistens war, so hatten wir doch auch nicht ein einziges Mahl aus den Fenstern unsers Gasthofes eine solche Aussicht auf die von der Abend-

oder Morgensonne erleuchteten Berge, dergleichen uns im Jahre 1782 gleich am ersten Abend und Morgen unserer Ankunft gewährt wurde. Wenn die Sonne in diesen Tagen auch noch so lange und lebhaft schien, so blieben die Berge am Ende des Horizonts doch immer mit Nebel bedeckt. Dieser fast unbewegliche Wolkenschleyer wurde selbst an dem schönen Nachmittage, an welchem wir mit Lavater auf dem See nach Küßnacht fuhren, nur auf einige Augenblicke von den Spitzen oder Seiten der beschneyten Glarner und Appenzeller Gebirge weggezogen, die aber in kleinen und abgerissenen Bruchstücken betrachtet keinen mächtigen Eindruck machten. Die Schweizerhacken und auch der entferntere zwischen den Hacken und dem Albis herüberblickende Rigiberg waren mit schwarzem Gewölke wie mit einem Trauermantel umhangen, und man konnte an den erstern weder Alpen noch Sennhütten, weder Wälder noch Felswände unterscheiden.

Zu den angenehmsten und lehrreichsten Stunden, die ich dieß Mahl in Zürch zugebracht habe, rechne ich diejenigen, die mir beym Lesen und Wiederlesen der Abhandlung des Herrr Rathsherrn Hirzel über den Einfluß der Fabriken auf Feldbau und Sitten im dritten Bande des Höpfneri-

schen Magazins verflossen sind. Dieser treffliche Aufsatz enthält viel mehr wichtige Nachrichten über den gegenwärtigen und vormahligen Zustand des Kantons Zürch, als man bey einem langen Aufenthalte durch eigene, auch noch so sorgfältige Erkundigungen und Beobachtungen erfahren kann. Wenn man ihn liest, so ist man nicht bloß in der Gesellschaft seines verehrungswürdigen Verfassers, sondern man hört auch zugleich die Resultate der genauesten Untersuchungen von manchen andern aufgeklärten Patrioten, deren Einsichten und Arbeiten Herr Hirzel benutzt hat. Man lernt die Stadt und vorzüglich die Landschaft von Zürch nicht bloß kennen, wie sie jetzt sind, sondern auch wie sie vormahls waren, und wie sie das, was sie jetzt sind, allmählich wurden, und man sieht gleichsam den Feldbau und Handel, die Viehzucht, Gewerbe und Bevölkerung von einem Menschenalter zum andern wachsen. Wenn in diesem Aufsatze die wichtige Frage von dem Einflusse der Fabriken auf den Feldbau und die Sitten, die jetzt alle Gelehrten und Staatsmänner in der Schweiz theilt oder wenigstens beschäfftigt, nicht ganz befriedigend beantwortet seyn sollte, so enthält er wenigstens alle Data, die zur Auflösung dieser Frage erfordert werden, in so

fern sie auflöslich ist. Da ich voraus setzen darf, daß Ihnen der dritte Theil des schätzbaren Höpfnerischen Magazins noch vors erste nicht zu Gesichte kommen werde, so will ich, wenn mir anders so viel Zeit übrig bleibt, zu Ihrer und meiner eigenen Unterhaltung die wichtigsten Nachrichten aus der Hirzelschen Schrift kurz ausziehen, und diese mit den Angaben und Anmerkungen begleiten, die ich von andern wackern Männern erhalten habe, oder die dadurch in mir veranlaßt worden sind.

Die segensvollen Wirkungen der Reformation zeigten sich sehr bald noch in eben dem Jahrhunderte, in welchem man das Joch der Priesterherrschaft und des Aberglaubens abgeworfen, in welchem man eine Menge von Feyertagen und die damit verbundenen Ausschweifungen und Müßiggang abgeschafft, den Unterricht der Jugend und des Volks vermehrt und verbessert, und eben dadurch die Sitten gereinigt, vorzüglich aber Nüchternheit, Mäßigkeit und Fleiß empfohlen und verbreitet hatte. Der erwachende Geist der Industrie wandte sich zuerst auf die Vervollkommnung der Viehzucht und des Ackerbaues hin, die beide von der Bürgerschaft mit großem Eifer getrieben wurden. Fast alle Haushaltungen hielten eine

oder mehrere Kühe, und es wurden im sechzehnten Jahrhunderte verschiedene Gesetze gegeben, in welchen man die Zahl von Kühen bestimmte, die eine jede oder mehrere in einem Hause beisammen wohnende Familien auf die Gemeinweiden treiben durften. Alle reichen und wohlhabenden Hausväter legten einen großen Theil ihres Vermögens an gutgelegene Grundstücke und Landgüter, die bey der geringen Bevölkerung, dem nicht beträchtlichen Vorrathe an baarem Gelde und dem niedrigen Tagelohn eben so vortheilhaft erstanden als benutzt werden konnten. Fabriken und Handel waren so unbedeutend, daß der Kaufzoll im Jahre 1531 nur 237 Pfund und der Fabrikzoll gar nur 35 Pfund einbrachte. Zwar stieg der letztere bis 1611 auf 763 Pfund und der erstere auf 816 Pfund; allein wenn man diese kleinen Summen mit denen vergleicht, welche diese Zölle jetzt eintragen, so ergibt sich bald, daß die wachsenden Fabriken und Handel nur einen geringen Antheil an der außerordentlichen Vermehrung der Volksmenge hatten, die im Jahre 1610 fast noch ein Mahl so groß als im Jahre 1529 war. Im letztern Jahre nährte der Kanton Zürch nur 76229 und im erstern hingegen 143990 Menschen. Wenn Waser, aus dessen Ta-

bellen diese Zahlen genommen worden sind, richtig gerechnet hat, so muß man nothwendig über die heilsamen Einflüsse erstaunen, welche die Einfalt und Unschuld der Sitten im ersten Jahrhunderte nach der Reformation auf die Bevölkerung im zürcherischen Gebiete gehabt haben. Im ganzen sechzehnten Jahrhunderte waren Handel und Manufakturen im Steigen, aber doch von keiner großen Erheblichkeit. Landbau und Viehzucht wurden zwar verbessert, allein nirgends waren die weitläuftigen und wenig benutzten Allmenten getheilt, Brach- und Stoppelweiden waren noch durchgehends üblich, und eben so allgemein galt das so genannte Zelgenrecht oder die schädliche Verbindlichkeit, jeden Acker das dritte Jahr Brach liegen zu lassen. Die Kunst zu düngen und zu wässern, und besonders die Kunst, Fluren, Wiesen und Weiden mit ganzen Reihen von Obstbäumen zu besetzen, waren wenig oder gar nicht bekannt, und dennoch war die Volksmenge im Jahre 1610 nicht einmahl um 40000 Köpfe geringer als sie jetzt ist, da Ackerbau, Viehzucht, Manufakturen und Handel fast den höchsten Grad erreicht haben, den sie nur erreichen können. Im Jahre 1785 lebten im Kanton Zürch 167564 Seelen. In dem gegenwärtigen Jahre schätzt

man sie auf 180000, von welchen 12000 auf die Stadt gerechnet werden. Wenn die jetzigen Einwohner der Stadt und Landschaft Zürch sich mit so wenigem begnügten als die Vorfahren vor einigen Jahrhunderten, so müßte, scheint es, die Bevölkerung wenigstens noch um die Hälfte stärker seyn, als sie wirklich ist.

In dem vergangenen Jahrhunderte herrschte die Pest zwischen 1610 und 1634 zwey Mahl, und verminderte die Bevölkerung fast um ein Drittel. Diese stieg zwar wieder von 1634 bis 1678, von 87621 auf 139146; allein die große Theurung in dem Anfange des letzten Decenniums des siebzehnten Jahrhunderts nahm ein Siebentel der ganzen Volksmenge weg, und machte sie bis auf 119442 herab fallen, so, daß der Kanton Zürch in einem ganzen Jahrhunderte nicht allein gar nichts gewann, sondern durch unvermeidliche Landplagen über 20000 Menschen verlor. Dieser großen Unglücksfälle ungeachtet blühte der Handel, noch mehr aber die Fabriken mit jedem Jahrzehend immer mehr und mehr auf, und der Fabrikzoll brachte im Jahre 1691 eine Summe von 34498 und der Kaufhauszoll 5313 Pfunde ein. Der Feldbau vervollkommnete sich in diesem Zeitraume allerdings auch; aber, wie es

scheint, nicht in dem Verhältnisse, in welchem Handel und Gewerbe zunahmen. Im Anfange des letzten Jahrhunderts fingen schon mehrere Besitzer an, ihre Güter in den fruchtbaren Feldern, die nahe an der Stadt liegen, einzuzäunen; allein diese Einzäunungen oder Einschläge wurden auf die Klagen der Metzgerzunft oder auch solcher Gemeinden, die das Recht der Brach- und Stoppelweide hatten, zu wiederhohlten Mahlen verboten oder eingeschränkt, und nur in theuern Jahren erlaubte man es den Güterbesitzern im Sihlfelde ihre Fluren und Wiesen ganz nach ihrem Belieben zu nutzen. Im Jahre 1692 bewog endlich die große Theurung die Regierung, das Recht der Brach- und Stoppelweide im Sihlfelde ganz aufzuheben, und den Güterbesitzern zu erlauben, daß sie sich von diesem beschwerlichen Rechte durch die Erledigung eines mäßigen Zinses oder eines geringen Capitals loskaufen könnten. Herr Hirzel bemerkt sehr richtig, daß die große Theurung am Ende des letzten Jahrhunderts seinem Vaterlande einen ähnlichen dauernden Nutzen wie die Theurung in den Jahren 1771 und 1772 verschafft habe. Diese letzte Theurung kostete dem Kanton Zürch zwanzig tausend Menschen; allein sie veranlaßte oder vermehrte

den Kartoffelbau und vorzüglich die Vertheilung von Allmenten, wodurch die Bevölkerung und der Wohlstand vieler Gemeinden auf eine auffallende Art gewonnen hat.

So sehr sich aber Handel und Gewerbe während des letzten Jahrhunderts in Vergleichung mit den ältern Zeiten vermehrten, so gering waren sie, wenn man sie mit den Fabriken und dem Handel des gegenwärtigen Jahrzehends zusammen hält. Den eigentlichen Flor der Industrie und des Handels kann man erst von dem Ende des letzten und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts an rechnen, um welche Zeit Flüchtlinge aus Frankreich und aus den italiänischen Vogteyen, die ihr Vaterland um der Religion willen hatten verlassen müssen, den Zürchern nicht bloß ihre Reichthümer, sondern auch ihre Betriebsamkeit und Künste zubrachten, und sie besonders in der Kunst, Seide und Baumwolle zu spinnen und zu weben, unterrichteten. Die Bevölkerung wuchs zwischen 1700 und 1762 von 119442 auf 172220 an, der Fabrikzoll verdreyfachte und der Kaufhauszoll verdoppelte sich, indem jener schon im Jahre 1751 82773 und dieser 6213 Pfunde einbrachte. In der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts aber hob keine andere Arbeit den Wohlstand

und die Bevölkerung der Landschaft von Zürch so mächtig als die Einführung der Musselinfabriken, die in den ersten Jahren des sechsten Decenniums geschah. Den Gewinn an Menschen, den diese Fabriken hervor brachten, kann man im Allgemeinen nicht genau bestimmen, da die Hungersnoth in den siebziger Jahren im Zürchergebiete, wie anderswo, eine große Sterblichkeit verursachte; allein die Wichtigkeit dieser neuen Fabriken kann man aus dem plötzlichen Steigen der Zölle schließen, das auf die Verbreitung derselben folgte. Der Fabrikzoll brachte im Jahre 1771, wo die Bevölkerung sich schon um 14000 Köpfe vermindert hatte, 114455 und der Kaufhauszoll 7599 Pfund ein. Der erstere betrug ferner im Jahre 1775 127822, im Jahre 1785 156983 und 1786 159117, und der andere in eben diesen Jahren 10248, 14221 und 14185 Pfund. Mit Recht also begünstigte die Obrigkeit von jeher den Handel in der Stadt und die Fabrikarbeiten auf dem Lande, da der eine und die andern die öffentlichen Einkünfte so außerordentlich vermehrt haben.

Die Wichtigkeit der Fabriken überhaupt im Kanton Zürch läßt sich aus folgenden Datis abnehmen: diejenigen, welche die Zahl der Fabrikarbeiter am mäßigsten schä-

tzen, geben sie mit Herrn Hirzel wenigstens auf 50000 an, und ein sachkundiger Staatsmann versicherte mir, daß man ihrer wenigstens 60000 annehmen könne. In manchen Gemeinden und Ämtern macht die Zahl von Familien, die gar keine Güter haben, kleine Gärten ausgenommen, ein Drittel oder gar die Hälfte aller Haushaltungen aus. Wenn man auch nur rechnet, daß ein jeder Fabrikarbeiter wochentlich einen Gulden verdient, da manche zwey bis vier erwerben, so fließen doch wochentlich 50 bis 60000 Gulden baares Geld aus der Stadt auf das Land, und welch eine ungeheure Summe also wird jährlich durch alle, auch die kleinsten und entferntesten Glieder des Staatskörpers vertheilt! Bey dem sichern Erwerbe und den mäßigen Abgaben, die er entrichtet, hat der Landmann nicht nöthig, das ihm versagte Recht zu bedauern, für eigene Rechnung zu handeln und fabriciren zu lassen. Nach strengem Rechte ist ihm nicht einmahl erlaubt für andere als Zürcher Fabrikanten zu arbeiten. Die Kaufleute in der Stadt sollen auch schon mehrmahls darauf gedrungen haben, daß man selbst die an den äußersten Grenzen des Kantons wohnenden Bauern hindern möchte, für auswärtige Unternehmer zu arbeiten; allein die

Obrigkeit hat, wie es heißt, auf dieses Ansuchen geantwortet: daß sie, so viel in ihrer Macht sey, das Arbeiten für Fremde oder Nachbarn hindern wolle, wenn die Kaufmannschaft sich anheischig mache, den an der Grenze wohnenden Fabrikarbeitern zu allen Zeiten genugsame Arbeit zu verschaffen. — Die Einwohner der Stadt und Landschaft Zürch brauchen nach den geringsten Angaben jährlich für wenigstens andert-halb, wie andere sagen, für zwey Millionen ausländischer Waaren, unter welchen manche ganz unentbehrliche Bedürfnisse sind; und zur Aufbringung dieser Summe tragen alle einheimischen Naturprodukte, die man auswärts absetzt, nicht viel mehr als den zehnten Theil bey. Der wichtigste Artikel der Ausfuhr ist der Wein, von welchem man jährlich für 120 bis 200000 Fl. verkauft, welche Ausfuhr einem jeden wenig beträchtlich scheinen muß, wenn er hört, daß im Zürchergebiete funfzehn tausend Morgen oder Jucharte, jede zu 30000 Quadratschuhen gerechnet, mit Reben bepflanzt sind. Außer dem Weine überläßt man den Nachbarn noch etwas getrocknetes Obst und Kirschwasser, allein das Geld, was dafür gelöst wird, kommt eben so wenig in Betrachtung als die Interessen von Capitalien, die man auswärts belegt

hat. Bey weitem also der größte Theil der Summen, womit man die Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens aus nahen und fernen Landen herbey zieht, wird durch den Fleiß von Kaufleuten, Fabrikanten und Fabrikarbeitern gewonnen.

Die vermehrte Industrie von Fabrikanten und Fabrikarbeitern hat unläugbar für den größten Theil des Landes, und besonders für die Örter an beiden Ufern des Zürchersees, die gesegnetsten Folgen gehabt. Der erhöhte und sichere Erwerb, den die Verbindung der Fabrikarbeiten mit den Arbeiten des Feldbaues darbot, beschleunigte und vervielfältigte die Ehen, und vermehrte dadurch die Theilung und den Werth der Güter, so wie die Erweiterung und Verschönerung von Häusern und Dörfern. Wegen der Aussichten, welche dem Landmanne seine und seiner Kinder Arbeitsamkeit eröffnete, setzte er der Fruchtbarkeit seiner Ehe keine frühe oder ängstliche Grenzen mehr. Vormahls scheuten sich Väter und Söhne, größere und noch mehr mäßige Güter zu theilen, weil man besorgte, daß jedes einzelne Stück seinen Mann nicht ernähren möchte. Diese Furcht verschwand gänzlich nach der Verbreitung der Fabriken und Fabrikarbeiten, und nun theilen die Söhne immer von

neuem die vielleicht schon mehrmahls zerstückelten Erbtheile ihrer Väter, weil man überzeugt ist, daß auch ein kleiner Acker hinreiche, seinen fleißigen Besitzer mit Weib und Kind zu ernähren. Wegen dieser stets fortschreitenden Theilungen werden die großen Güter und ganze Ochsenzüge oder Ochsengänge mit jedem Jahre seltener, und das Land wird immer mehr und mehr gartenmäßig und mit der Hacke gebaut. Man rechnet, daß im ganzen Kanton Zürch 4000 Pferde und 10000 Zugochsen vorhanden seyen, welche Zahlen Sie sehr klein finden werden, wenn Sie bedenken, daß der Flächeninhalt des in hohem Grade angebauten Kantons 42½ geographische Meilen beträgt.

Mit der Zahl der Ehen und Menschen stieg ganz natürlich in gleichem Verhältnisse die Zahl der Häuser und der Umfang von Dörfern und Flecken. Wo noch vor einem Menschenalter eine oder einzelne abgelegene und zerstreute Wohnungen standen, da erblickt man jetzt ansehnliche Dörfer, und kleine armselige Dörfer sind zu weitläuftigen und städtischen Flecken angewachsen. Selbst die kahlen und kalten Rücken von Bergen, die sonst nur von Herden besucht wurden, und die verödeten Plätze an dem Rande ausgehauener Wälder sind und werden je län=

ger je mehr mit neuen Wohnungen glückli-
cher Menschen bedeckt. In solchen Örtern
aber, wo vermöge eines alten Gewohnheits-
rechts die Zahl von Häusern oder Feuerstel-
len unwiederruflich bestimmt ist, in solchen
Örtern wurde man entweder gezwungen,
die Obrigkeit anzuflehen, daß sie die Erbau-
ung neuer Häuser erlauben möchte, oder
man erhöhte und erweiterte die bisherigen
Wohnungen, so viel man konnte, um desto
mehr Familien aufnehmen zu können. In
solchen Dörfern und Häusern wohnt nicht
etwa in jeder Stube eine, sondern drey und
mehrere Haushaltungen beysammen, wel-
ches Zusammenwohnen freylich den Sitten
nicht günstig ist. Alle Dörfer und Flecken,
in welchen sich viele Fabrikarbeiter aufhal-
ten, unterscheiden sich von den übrigen durch
die Neuheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit
der Häuser. Anstatt daß die Väter oder Groß-
väter in hölzernen und schmutzigen Stroh-
hütten lebten, wohnen die fabricirenden
Bauern in steinernen Häusern, die mit Zie-
geln gedeckt sind. Fleißige und sparsame Ar-
beiter suchen eine Ehre in der Schönheit,
Reinlichkeit und Heiterkeit ihrer Wohnun-
gen, so wie in der Erweiterung und dem
vollkommenen Anbaue ihrer Grundstücke. Die
Menge der Concurrenten und die verbesser-

te Kultur hat den Werth von Äckern und Wiesen an einigen Orten um das doppelte und an andern um das dreyfache erhöht. Diejenigen, die keine Lust oder Gelegenheit haben, ihre liegenden Gründe zu erweitern, wenden das von Fabrikarbeiten ersparte Geld auf die Verbesserung ihres Viehstandes und der kleinen Güter, die sie einmahl besitzen. Man kauft die schönsten und milchreichsten Kühe, die man nur haben kann, und sucht sie durch das ausgesuchteste Futter und die beste Pflege in reinlichen Ställen zu veredeln, oder wenigstens in ihrer ursprünglichen Güte zu erhalten. Man begnügt sich nicht mit der Vermehrung des Düngers, der aus der Stallfütterung entsteht, nicht mit der genauen Sparung des flüssigen Düngers zur Begießung der Wiesen, sondern man kauft Mist und Stroh aus der Stadt oder aus ferneren Gegenden, wo man dergleichen zu verkaufen hat, sammelt oder sucht Asche und befruchtende Erdarten, legt in sumpfigen Gründen Strohwiesen an, und verwendet alle diese Arten des Düngers auf Äcker, Gärten und Wiesen, welche letztere man mit dem besten Kleesamen besäet, mit den trefflichsten Obstbäumen bepflanzt, und hin und wieder eben so kunstreich als im Bernischen bewässert. Nicht we-

niger allgemein als die Stallfütterung ist das Säen des Klees in Roggen- und Gerstenfelder, und die Benutzung desselben auf Brachfeldern. Durch diesen vermehrten Kleebau hat sich der Viehstand in den meisten Gegenden des Kantons außerordentlich verbessert; vorzüglich aber hat sich die Gegend jenseit des Albisgebirges seit sechzig Jahren durch den Viehhandel nach Italien emporgehoben. Dieser Viehhandel nach Italien, gegen welchen die schweizerischen Patrioten mit mancherley Gründen eifern, nimmt mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1786 wurden in Bellenz an großem und kleinem Hornviehe, das aus Zürch, Bündten, Uri, Schweiz und Unterwalden auf den großen Markt nach Lauis getrieben wurde, 11829 Stück verzollt, da nur noch wenige Jahre vorher nicht viel über 3000 Stück über den Gotthard gebracht worden waren.

Ohne Widerrede also haben die Fabrikarbeiten in den meisten Gegenden des Zürchergebiets neben der Bevölkerung die Verschönerung und Erweiterung der Dörfer, die Verbesserung des Viehstandes und den Anbau des Landes befördert, und an vielen Stellen den dürren steinigen Boden in das fruchtbarste und lockerste Erdreich verwandelt. Die schnellsteigenden Fabriken und

die in gleichem Verhältnisse wachsende Volksmenge verursachten einen unmäßigen Verbrauch des Holzes und eine daher entstehende Theurung, die dadurch noch vermehrt wurde, daß man aus Mangel von Aufsicht und Kenntniß die Wälder nicht forstmäßig behandelte. Gerade diese Theurung des Holzes aber wurde die Ursache einer bessern Forstordnung, und trieb auch die Einwohner an, nach andern brennbaren Materialien, nach Torf und Steinkohlen zu suchen. Die ersten, die im Anfange dieses Jahrhunderts Torf und Steinkohlen gruben und brauchten, wurden Gegenstände eines allgemeinen Spottes und Ekels. Man wies mit Fingern auf diese Wohlthäter ihres Vaterlandes, und verstopfte die Nase, wenn man vor ihren Häusern vorüber ging. Jetzt hingegen ist man allgemein überzeugt, daß das Graben des Torfs ein großer Segen für Stadt und Land sey.

Nur bey einem so hohen Wohlstande, als die Industrie in den fabricirenden Gemeinden erzeugt, ist es dem Landmanne möglich, sich bald von solchen Unglücksfällen zu erhohlen, dergleichen im Jahre 1778 das Dorf Küßnacht traf. In dem angezeigten Jahre schwellte ein Wolkenbruch das Waldwasser, das durch Küßnacht fließt, auf ein

Mahl so ungeheuer an, daß viele Häuser niedergerissen, vier und sechzig Menschen von den Fluthen weggeschwemmt und die herrlichsten Fluren und Wiesen mit hohem Schutte und Graus überdeckt wurden. Dieser Unfall schlug die fleißigen Einwohner von Küßnacht so wenig nieder, daß man vielmehr nach vier Jahren nicht eine Spur von dem angerichteten Schaden wahrnehmen konnte, da anderswo, selbst in Städten, mäßige Brandstellen oft manche Jahre lang unaufgeräumt und unbebaut bleiben. In eben diesem Dorfe sammelte man in einer halben Stunde dreyßig tausend Gulden zu einer Kirchensteuer: eine Summe, die man in großen Städten als ein Beweis von einem außerordentlichen frommen Eifer preisen würde.

Eines der erfreulichsten und lehrreichsten Beyspiele von den wohlthätigen Einflüssen der Fabrikarbeiten gibt die Herrschaft Wädenschweil am Zürchersee, und die Vergleichung dieses Hauptsitzes der Fabrikarbeiten mit der Herrschaft Regensperg her. Die erste dieser beiden Herrschaften besitzt an Gütern nicht mehr, als 9156¼ Jucharte, und nährt 7227 Menschen, unter welchen 1965 Fabrikarbeiter sind. Die Herrschaft Regensperg hingegen enthält 18414

Jucharte, und zählt nicht mehr als 3980 Seelen, unter welchen sich nur 176 Fabrikarbeiter finden. Die Herrschaft Wädenschweil hat aber nicht bloß auf der Hälfte des Raums fast zwey Mahl so viel Einwohner als Regensperg, sondern sie zeichnet sich auch vor allen oder den meisten übrigen Gemeinden des Kantons Zürch durch die Schönheit und Größe ihrer Einwohner, durch die Größe und Ergiebigkeit ihrer Kühe, und durch die Trefflichkeit ihres Obstwachses aus, der im ganzen Zürchergebiete nicht besser ist. Höchst interessant ist das Fortschreiten der Bevölkerung in den beiden genannten Herrschaften, das Ihnen folgende Tabelle zeigen wird.

Im Jahre							
1467	hatte	Wädenschw.	431	Regensp.	599	Seelen
1529	—	—	1526	—	2890	—
1586	—	—	3060	—	3360	—
1610	—	—	4039	—	4290	—
1634	—	—	2829	—	2840	—
1671	—	—	4421	—	4064	—
1678	—	—	4730	—	4090	—
1700	—	—	3997	—	4280	—
1748	—	—	5931	—	3609	—
1762	—	—	6474	—	5031	—
1771	—	—	7675	—	4057	—
1773	—	—	7415	—	3949	—

Die Widersacher der Fabriken führen gewöhnlich die Abnahme des Zehenden als einen Beweis von den nachtheiligen Wirkungen der Fabrikarbeiten auf den Feldbau an; allein dieser Umstand ist lange nicht so entscheidend, als wofür ich ihn selbst ehemahls gehalten habe. Im Ganzen genommen ist es freylich wahr, daß in den fabricirenden Dörfern der Fruchtzehend abgenommen hat, und noch immer abnimmt, und hieraus konnte man mit Recht schließen, daß der Fruchtbau gesunken sey; im geringsten aber nicht, daß der Anbau des Landes überhaupt sich verschlimmert habe. In den fabricirenden Gemeinden verwandelt man manche Fruchtfelder in Wiesen, oder wechselt die Getreideernten mit Kleeernten ab, weil die Wartung von Wiesen weniger Kosten, Mühe und Zeitverlust verursacht als die Bearbeitung von Getreidefeldern. Diese Verwandlung von Äckern in Wiesen und Kleefelder zieht nicht allein keine Verschlimmerung der Kultur nach sich, sondern ist vielmehr eine außerordentliche Verbesserung derselben, indem Wiesen, die sorgfältig gedüngt, mit guten Futterkräutern besäet und mit feinen Obstbäumen bepflanzt sind, viel mehr eintragen als die ergiebigsten Kornfelder, weßwegen die erstern auch mei-

stens einen doppelt oder dreyfach höhern Preis haben als die letztern. Der Fruchtzehend kann also immer mehr und mehr fallen, und dennoch die Kultur des Landes immerfort verbessert werden. Die Obrigkeit fordert zwar von den in Wiesen verwandelten Ackerfeldern, oder von solchen Feldern, auf welchen man mehrere Jahre hinter einander Klee zieht, einen bestimmten Zehenden ein; allein dieser Zehend ist so mäßig angesetzt, daß die Regierung allerdings verliert, oder weniger an Früchten oder baarem Gelde erhält, als sie erhalten würde, wenn die Äcker, wie vormahls, mit Frucht besäet würden. Die Obrigkeit sieht diesen Schaden, und erträgt ihn, wie billig, gern, weil das Ganze dabey gewinnt, und weil sie aus den Fabrik- und Kaufhauszöllen viel mehr zieht, als sie an dem verminderten Zehend einbüßt. Die zürchische Verordnung wegen des Zehenden von neuen Wiesen und von Kleefeldern können Sie im dritten Bande des Höpfnerischen Magazins nachlesen.

Es gibt in Zürch, wie in der ganzen übrigen Schweiz, ängstliche Patrioten, welche fürchten, daß die sich noch immer erweiternden Fabriken über kurz oder lang dem Staate einen unersetzlichen Schaden

bringen werden. Das Leben eines Drittheils unserer Unterthanen, sagen sie, ist immerhin ungewiß und von mancherley gar nicht zu lenkenden oder zu vermeidenden Zufällen abhängig, indem es gleichsam in den Händen einer launigen Mode, oder neidischer und glücklicher Nebenbuhler, oder eigenmächtiger Monarchen ist. Wenn die Regenten fortfahren, die Einfuhr unserer Fabrikarbeiten zu verbieten oder zu erschweren; wenn die Mode unsere Musseline, die dem Klima der meisten europäischen Länder widersprechen, wegwerfen sollte, oder wenn nahe und ferne Nebenbuhler, durch unser Glück gereizt, es uns allmählich gleich thun oder gar den Preis abgewinnen: wie will man den vielen Tausenden, die dadurch auf ein Mahl ihre Arbeit verlieren, Beschäftigung und Brot verschaffen? — Starke Auswanderungen würden das geringste Übel seyn, wenn unsere Fabriken dereinst von irgend einer Seite her einen starken Stoß bekommen sollten. Diese Befürchtungen sind nicht so ungegründet, als wofür sie von der Partey der Sichern gehalten werden, aber auch nicht so schreckend und groß als sie der Gegenpartey der Ängstlichen scheinen. Es ist wahr, daß der größte oder doch ein großer Theil

der Fabrikarbeiter in jeder Woche alles verzehrt, was sie erworben haben, und wenn also der bisherige Erwerb nur einige Wochen stockt, so muß nothwendig ein drückender Mangel unter einer beträchtlichen Menge arbeitsloser Menschen entstehen. Als daher vor einigen Jahren im Baselischen wegen der Verunglückung und Theurung der Seide die Bandfabriken zum Theile still standen, kamen täglich Hunderte von dürftigen Arbeitern nach der Stadt, die in Gefahr waren, Hungers zu sterben. — Das Verbot der Einfuhr von Musselinen und andern baumwollenen Waaren in Frankreich hat wenigstens auf eine Zeit lang manche Fabrik und Fabrikarbeiter in Unthätigkeit gesetzt. — Noch mehr aber als solche Verbote fürchtet man den Wetteifer der Engländer, die es in kurzer Zeit in der Verfertigung von Musselinen außerordentlich weit gebracht, und dem Absatze der schweizerischen Waaren einen großen Abbruch gethan haben. Alle diese Ereignisse aber hindern mich nicht, mit Herrn Hirzel kühn zu behaupten, daß die Vorsehung gewiß künftighin, wie bisher, den Fleiß und die Erfindsamkeit redlicher Arbeiter segnen werde, und daß man sich weder vor dem Eigensinne der Mode, noch vor den Edicten von Königen,

noch vor dem Wetteifer von Fremden, sondern vor Trägheit, Weichlichkeit, Aberglauben, Schwelgerey und Prachtliebe, als den einzigen gefährlichen Feinden der Unternehmer und Arbeiter von Fabriken, zu fürchten habe. Die mächtigsten Selbstherrscher können es nie dahin bringen, daß gute und wohlfeile Arbeit keine Käufer finde. Die Fabrikanten sind zwar nicht im Stande, der Mode Gesetze vorzuschreiben, oder sich ihren Geboten zu widersetzen; allein die Mode kann doch auch nicht hindern, daß aufmerksame Fabrikanten den Geschmack der Zeit studiren, und mit diesem ihre Artikel abändern, welches erfahrne Unternehmer schon oft gethan haben, und auch künftig zu thun bereit sind. Gesetzt also, daß die Mode sich wieder von den Musselinen auf seidene oder halbseidene Zeuge würfe; so würden die Fabrikanten und deren Arbeiter nicht aufhören zu arbeiten, sondern sie würden bloß den Stoff ihrer Waaren verändern. Die Concurrenz endlich von auswärtigen Nebenbuhlern kann zwar die Vortheile der bisherigen Arbeiten vermindern, aber nie aufheben, wenn man anders gute, wohlfeile und nicht unmodische Waaren zu liefern fortfährt. Fremder Wetteifer erweckt und befeuert den Fleiß und die Erfindsam-

keit fähiger und arbeitsamer Menschen viel mehr, als daß er dieselben ersticken sollte. Mit Recht hält man es in der Schweiz für ein großes Glück, daß die meisten Fabrikarbeiten nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande verfertigt werden, wo nicht nur Wohnungen und Lebensmittel wohlfeiler, und die Gefahren der Verführung geringer sind als in volkreichen Städten, sondern wo auch der Anbau kleiner Güter und Gärten die fleißigen Arbeiter in den Zwischenräumen des stockenden städtischen Erwerbs gegen den äußersten Mangel schützt.

Im Kanton Zürch sind nur einige Gegenden, wo die Fabrikarbeiten dem Feldbaue offenbar geschadet haben. Dieß ist der Fall in Altstätten und in einigen Theilen des Grüninger Amts, wo der Ertrag der Ländereyen und die Zehenden sich schon lange vermindert haben und noch vermindern. Hiervon liegt der Grund, wie Herr Hirzel vortrefflich bemerkt, in der Größe der Dörfer, in dem beträchtlichen Umfange und der weiten Entfernung der dazu gehörigen Ländereyen, und dann auch in der Größe der Güter, die meistens mit dem Pfluge bearbeitet werden. Weil die Fabrikarbeiten leichter sind, und sich, wenn auch nicht immer reichlicher, wenigstens schneller beloh-

nen als die Feldarbeiten, so vernachlässigt der Landmann sehr leicht die letztern gegen die erstern, oder läßt seine Felder von andern bestellen. Eine Folge davon ist, daß selbst die nahen Äcker nur mittelmäßig, und die fernen schlecht oder wohl gar nicht bestellt werden. Die Regierung in Zürch ist schon lange überzeugt, daß große Dörfer dem Fortgange der Fabriken oder, wenn diese sich doch eindringen, dem Feldbaue schaden. Sie sucht daher die großen Dörfer wie die großen Güter aus einander zu reissen, und hat schon einige Mahle, wenn Feuersbrünste weitläuftige Flecken in die Asche gelegt hatten, die Einwohner genöthigt, daß sie sich ein jeder in der Mitte seiner Güter anbauen mußten, wodurch die Kultur der Ländereyen nicht anders als verbessert werden konnte.

Wenn man die Vortheile und Nachtheile der Fabrikarbeiten bloß nach den angeführten Datis beurtheilen wollte, so würde man nicht lange anstehen können, zu entscheiden, daß die erstern die letztern weit überwiegen; allein um die Frage von allen Seiten zu betrachten, ist es durchaus nöthig, auch auf den Einfluß Rücksicht zu nehmen, den die Fabrikarbeiten auf die Gesundheit und Sitten der Arbeiter haben.

Da die Fabrikarbeiter leichtere Arbeiten verrichten, und eine sitzende Lebensart führen; so ist es natürlich, daß sie nicht die grobe und zum Theile unverdauliche Kost genießen können, womit der schwerer und in freyer Luft arbeitende Landmann sich nährt. Die meisten Fabrikarbeiter aber begnügen sich nicht mit nahrhaften und verdaulichen, aber wohlfeilen und einfachen Speisen, sondern es gelüstet sie nach den Leckereyen der Städter, mit welchen sie bekannt zu werden Gelegenheit haben. Kaffee mit dem fettesten Rahme ist das tägliche Getränk aller Fabrikarbeiter, so wie Fleisch die tägliche Nahrung, und zwar sehr oft das zarteste und theuerste, was man nur haben kann. Es geschieht nicht selten, daß Fabrikarbeiter Stunden weit in die Stadt schicken, um Kalbfleisch in solchen Zeiten hohlen zu lassen, wo es am seltensten und theuersten ist. Dieß Kaffeetrinken und Kalbfleischessen hat sich aus den Wohnungen und Werkstätten der Fabrikarbeiter in die Sennhütten auf den höchsten Alpen verbreitet, wo sich die Sennen und Hirten statt des Ziegers und der Käsemilch, die vormahls fast ihre einzige Nahrung war, mit dem köstlichsten Kaffee und dem ausgesuchtesten Kalbfleische, und selbst mit Backwerk laben.

Alle Forscher, die der immer zunehmenden Theurung und Seltenheit der Butter in den verschiedenen Kantonen nachgespürt haben, geben die starke Consumtion von Kalbfleisch und fettem Rahme auf dem flachen Lande, wie auf den Alpen, als eine Hauptursache derselben an. Das Wohlleben der Fabrikarbeiter hat aber nicht bloß die einfachen Älpler, sondern auch die gemeinen Tagelöhner angesteckt, deren Dienste mit ihrer Seltenheit steigen mußten. Ein jeder Tagelöhner fordert täglich zwey Maß Wein, und diese Forderungen haben es veranlaßt, daß man in den neuern Zeiten viele Weinberge selbst an solchen Plätzen angelegt hat, von welchen man vorher wußte, daß sie einen schlechten Wein hervor bringen würden. Denn wenn man Tagelöhnern auch den wohlfeilsten, anders woher gebrachten und eingekauften Wein geben wollte; so würde man solche Arbeiter fast gar nicht halten können, indem ihr Lohn und Unterhalt den Werth ihrer Arbeit übersteigen würde. — Leider offenbart sich mit der Leckerhaftigkeit der Fabrikarbeiter fast zu gleicher Zeit eine ähnliche Eitelkeit und Ergetzungssucht. Man wendet auf kostbare Kleider und modischen Putz, was man entweder den Wiesen, Feldern und Gärten schenken, oder für die

Zeiten der Noth zurück legen sollte, und wenn Leckerhaftigkeit und Prachtliebe noch etwas von dem Gewinne der Woche übrig lassen, so verschwendet man dieses an Lustpartien, die nicht selten in Raufereyen, in Völlerey und andere grobe Sünden der Sinnlichkeit ausarten. Die leichten Fabrikarbeiten erzeugen in vielen eine solche Abneigung gegen alle schwerere Arbeiten, daß sie die Stunden nach dem Feyerabende nicht in ihren Feldern, Wiesen und Gärten, sondern im Müßiggange und Lustbarkeiten zubringen. Übertriebene Leckerhaftigkeit aber, Prachtliebe und Ergetzungssucht, sind noch lange nicht die einzigen und größten Übel, wodurch die Fabriken den Sitten der Arbeiter schaden. Das Zusammenwohnen von mehrern Familien in denselbigen Zimmern, und noch mehr das Zusammenarbeiten in gemeinschaftlichen Spinnstuben, Weber- und Druckerstuben erleichtert und vervielfältigt die Gelegenheiten der Verführung unter beiden Geschlechtern. Bey diesem engen Zusammenwohnen und beständigen Zusammenarbeiten stecken die Laster und bösen Beyspiele einer verdorbenen Person leicht alle übrigen an. Die leichtfertigen Reden, Gesänge und Erzählungen untergraben allmählich die Unschuld der noch unverdor-

denen Hörer und Hörerinnen, und vergiften sogar das reine und zarte Herz von unreifen Kindern, die zu den leichtern Arbeiten gebraucht werden; nicht einmahl gerechnet, daß der frühe Erwerb von Kindern sie dem Unterrichte ihrer Lehrer und der Gewalt und Aufsicht ihrer Ältern zu schnell entzieht, und ihnen einen Geist von Unabhängigkeit und Zügellosigkeit einflößt. Alle Geistliche klagen daher, daß die Sünden des Fleisches immer mehr und mehr überhand nehmen, und auch in der Stadt hat man es bemerkt, daß die Zahl der unehelichen Geburten mit jedem Jahre größer wird. Wenn üppige oder liederliche Arbeiter ihre mannigfaltigen Bedürfnisse und bösen Begierden mit dem gewöhnlichen Gewinne ihrer Arbeit nicht befriedigen können, so nehmen sie ihre Zuflucht zu allerley kleinen Betrügereyen, die, wie die Kniffe ungewissenhafter Handwerker, oder die geheimen Vortheile von unredlichen Dienstboten von denen, welche sie ausüben, nicht für unerlaubt gehalten werden. Man behauptet daher in Zürch, wie in andern fabricirenden Kantonen, daß die schweizerische Redlichkeit zugleich mit der Einfalt und Genügsamkeit der guten alten Zeit vom Lande und von den Alpen, wie aus den Städten,

entflohen sey. Die angeführten Laster, verbunden mit der sitzenden Lebensart und dem beständigen Aufenthalte der Arbeiter in eingeschlossenen und mit schädlichen Dünsten angefüllten Stuben, müssen nothwendig den bisher gesunden und kernhaften Stamm des Landvolks allmählich entkräften, und in den nächsten Zeugungen schwache, krüppelhafte und zu allerley Krankheiten geneigte Menschen hervor bringen, die eben so unfähig seyn werden, den Degen als den Pflug zu führen.

So wie der leichte Verdienst der Fabrikarbeiten und das Beyspiel des Städters in den fabricirenden Landleuten Schwelgerey und Üppigkeit erzeugt hat, eben so haben die großen und schnellen Vortheile des Handels und die glänzenden Laster großer Völker und Städte angefangen, die Sitten und Lebensart der Fabrikanten und Kaufleute, und ihrer Weiber und Töchter, zu verkehren. Man wetteifert mit einander in der Schönheit von Häusern und Gärten, von Kleidern und Hausrath. Man hält und besucht große Gesellschaften, Gastmahle, Concerte und Bälle, und überläßt die Geschäfte theuer bezahlten Bedienten, die nicht immer treu und fleißig, und wenn sie auch beides sind, wenigstens nicht mit einem sol-

chen Eifer für das Beste ihrer Herren sorgen, als womit arbeitsame und geschickte Fabrikanten und Kaufleute ihr eigenes Interesse in Acht nehmen. Die nächste Folge eines solchen zerstreuten und von den Berufsarbeiten abgewandten Lebens ist Verminderung des bisherigen Gewinns, worauf gemeiniglich über kurz oder lang Unordnung der Geschäfte zu folgen pflegt. Wenn man diese Zerrüttung seiner Sachen wahrzunehmen anfängt, so sucht man sich durch Glücksspiele oder gewagte Unternehmungen zu retten, und eilt um desto schneller dem Verderben entgegen, welches man sich durch unüberlegten Aufwand und unglückliche Nachäffung der Lebensart großer Städte und Höfe von weitem her bereitet hatte. In der That ist der Luxus unter den angesehenern Einwohnern von Zürch in den letzten sechs Jahren um viele Grade gestiegen. Die Fortschritte desselben waren so schnell und merklich, daß mehrere Personen, die Zürch niemahls verließen, aber eine Zeit lang das Bett hüthen mußten, einen auffallenden Unterschied unter der Kleidung und dem Putze fanden, die sie vor ihrer Krankheit gesehen hatten, und nach ihrer Genesung zuerst wieder sahen.

Der große Schade, den die durch die

Fabriken erweckte Prachtliebe, Schwelgerey und Üppigkeit in der Stadt und auf dem Lande angerichtet haben, läßt sich aus mehrern Ursachen mit den großen Vortheilen der Fabriken nicht genau vergleichen, weil man die negativen Größen, aus denen der erstere erwächst, nicht so, wie das durch die Fabriken hervorgebrachte Steigen der Bevölkerung und des Wohlstandes der Einwohner zusammen rechnen kann. Eine solche Vergleichung ist um desto schwerer, da der Schade gleichsam noch im Werden ist, und sich erst in mehrern Menschenaltern in seiner ganzen Größe offenbaren wird. Sollten die sittenverderbenden Wirkungen der Fabriken eher zunehmen als abnehmen, so werden es wahrscheinlich die Kinder und Kindeskinder der jetzt lebenden Geschlechter bedauern, daß ihre Vorfahren den Anbau des Feldes, und die Verfertigung von Leinwand, und andern einfacheren Zeugen gegen die Verarbeitung kostbarer und künstlicher Waaren verlassen haben. Ich hoffe aber gewiß, daß die sich immer mehr verbreitende Aufklärung, und die daher entstehende Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts der Jugend und des Volks den drohenden Übeln steuern werde, und jeder Menschenfreund wird daher die Regierung

und alle Patrioten in Zürch anfmuntern, das glücklich angefangene Werk der höhern Bildung der Jugend und des Volks aus allen Kräften fortzusetzen. Wenigstens halte ich die verbesserte Erziehung und Unterricht für viel kräftigere Mittel gegen das einreissende Verderben als alle Aufwands- und Strafgesetze, die so leicht übertreten werden, und deren Übertretungen so schwer zu entdecken und zu strafen sind. Ich würde mir deßwegen auch nicht viel von den Strafgeldern versprechen, mit welchen Herr Hirzel glaubt, daß man alle leichtfertigen Reden und Scherze der Fabrikarbeiter belegen müsse, und noch weniger von dem Singen geistlicher Lieder, oder dem Lesen erbaulicher oder anderer nützlichen Bücher, ohne die Gegenwart einer Person, die Ehrfurcht, Ernst und Aufmerksamkeit gebieten und einflößen könnte.

Nachdem Sie nun die von mir mitgetheilten Nachrichten über die Bevölkerung, die Betriebsamkeit und den Wohlstand der Einwohner des Kantons Zürch gelesen haben, so werden Sie gewiß mit mir das Loos mäßiger Staaten segnen, die gerade so groß sind, daß die Väter und Freunde des Volks den Zustand ihrer Kinder und Mitbürger vollkommen übersehen, und sich mit dem kleinsten Detail der Haushaltung, und mit den

Bedürfnissen und Wünschen fast aller einzelnen Glieder ihrer zahlreichen Familie, bekannt machen können. In solchen Staaten, dergleichen der Kanton Zürch ist, wird es nicht bloß leicht, sondern es ist auch der Mühe werth, die Gebrechen einzelner Gemeinden und Dörfer, so wie jedes aufkeimende Gute, zu entdecken, dieses mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen und zu befördern, und jenem hingegen sich zu widersetzen. In großen Monarchien nehmen die Kabalen und Zerstreuungen des Hofes, die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegsstaates einen großen Theil der Zeit und Aufmerksamkeit weg, von welchem es zu wünschen wäre, daß er auf die Kenntniß der innern Angelegenheiten des Landes verwandt würde. Wichtige und unwichtige Geschäfte häufen sich in den Händen von Ministern und in den Bureaux der hohen Collegien so sehr, daß es fast nicht möglich ist, den Zustand der kleinern oder entferntern Theile des Staatskörpers gehörig kennen zu lernen, und die Klagen und Wünsche der Unterthanen mit einer hülferweckenden Theilnehmung anzuhören. Auch aus diesem Grunde können Bevölkerung, Industrie und Wohlstand fast niemahls in weitläuftigen Staaten so groß als in den glücklichsten Gegenden der Schweiz

seyn, wenn auch nicht die Unterthanen der erstern zur Unterhaltung des Hofes, des Heers und der Diener des Landes große Summen hergeben müßten, welche die Bewohner der letztern auf die Verbesserung ihrer Güter und auf die Erziehung ihrer Kinder wenden können. Freylich erkaufen die schweizerischen Freystaaten den höhern Wohlstand ihrer Unterthanen mit der Aufopferung eines andern großen Guts, des Gewichts und Ansehens bei auswärtigen Mächten und der Sicherheit ihres gegenwärtigen Glücks, dessen sich unbewaffnete Staaten nie erfreuen können.

Die Verfassung von Zürch ist den Buchstaben der Grundgesetze zu Folge mehr demokratisch als aristokratisch; allein, der Geist des wirklichen Regiments scheint sich mehr dem Geiste gemäßigter Aristokratien zu nähern, wiewohl unter den Häuptern der Regierung kein einziges so überwiegend mächtig ist, daß es sich das Geringste, was einer willkürlichen Gewalt ähnlich sähe, erlauben dürfte, ohne von freymüthigen Mitbürgern zur strengsten Verantwortung gezogen zu werden. So sehr durch diese Verfassung die Abschaffung von Mißbräuchen auf dem Lande, und die Einführung nützlicher Anstalten unter den Unterthanen erleichtert wird, so sehr

werden beide durch eben diese Verfassung in der Stadt selbst und unter den Theilnehmern der höchsten Gewalt erschwert. Die Abschaffung innerer Mißbräuche empört alle diejenigen, die bey den bisherigen Mängeln gewannen oder zu gewinnen glaubten, und neue gemeinnützige Einrichtungen bringen alle diejenigen auf, die es bedauern, nicht die Urheber derselben geworden zu seyn, oder die glauben, daß das Alte stets das Beste sey. Eben das Gute aber, welches solche Verfassungen, wie die zürchische ist, auf der einen Seite hindern, befördern sie auf der andern wieder durch die Erweckung von aufgeklärten und thätigen Freunden des Vaterlandes, die mit Hülfe ähnlich gesinnter Männer viele große und wohlthätige Unternehmungen ausführen, zu denen man, wenn sie einmahl glücklich angefangen sind, leicht die Einwilligung der Regierung erhält, die aber doch, wie die Erfahrung lehrt, auf ihren Befehl niemahls oder viel später und langsamer würden vollendet worden seyn. Zürch zeichnet sich zu seinem unsterblichen Ruhme vor allen oder den meisten übrigen Städten der Schweiz durch viele eigenthümliche und treffliche Anstalten aus, die lauter einzelne Bürger zu Stiftern und Beförderern hatten. Hierher gehört die nie genug zu lobende Töch-

terschule, die ich dieß Mahl mit eben dem Vergnügen und eben der Rührung wie das erste Mahl gesehen habe; eine Schule für Landärzte und eine Kadettenschule, in welcher man Knaben von 12 bis 15 Jahren den Geist der Ordnung und Unterordnung einflößen und zur Entwickelung des Körpers anhalten will; eine ascetische und militärische Gesellschaft, wovon die erste die Bildung von jungen Geistlichen, und die andere die Bildung von tüchtigen Offizieren zur Absicht hat; ferner eine Gesellschaft, deren Zweck dahin geht, fähige Kinder von armen Ältern mit Rath, Unterricht und Geld zu unterstützen, und endlich die ökonomische Gesellschaft, die zwar auswärts bekannt, aber lange nicht so berühmt ist, als sie es zu seyn verdient. Diese ökonomische Gesellschaft hat sich bisher nicht bloß mit gelehrten Untersuchungen über die Mängel und Verbesserungen der Landwirthschaft im Allgemeinen beschäftigt, und hat nicht bloß Preise auf die beste Erzielung gewisser Produkte oder auf die beste Beantwortung ökonomischer Fragen gesetzt, sondern sie hat sich vielmehr bemüht, durch ihre Mitglieder genaue und vollständige Nachrichten von der Bevölkerung, Industrie und den Vorzügen oder Gebrechen aller einzelnen Gemeinden einzuziehen, um desto kräftigere Maßregeln zur Beförderung

jedes Guten und zur Abschaffung oder Verminderung bisheriger Mißbräuche nehmen zu können. Wenn sie vermuthete, daß irgendwo ungenutzte Schätze der Natur, z. B. Torf oder Steinkohlen, verborgen lägen, so sandte sie eines oder einige von ihren Mitgliedern aus, um den Grund solcher Hoffnungen zu untersuchen; und wenn man fand, was man gehofft hatte, so machte sie die Einwohner auf die nicht erkannten Reichthümer ihres Bezirks aufmerksam. Entdeckte sie hingegen, daß irgend eine Gemeinde durch eigene Schuld noch nicht des Glücks theilhaftig geworden sey, dessen sich die von der Natur nicht besser beschiedenen Nachbarn rühmen konnten; so entbot sie mit obrigkeitlicher Erlaubniß einige der verständigsten Glieder solcher Gemeinden zu sich nach Zürch, besprach sich mit diesen über die Mängel, die man in der Lebensart und dem Feldbaue der Gemeindegenossen wahrgenommen habe, und theilte ihnen mündlich, und zur Belehrung ihrer Mitbrüder schriftlich oder auch gedruckt, die angemessensten Rathschläge zur Verbesserung ihres Zustandes mit. Ein solches Muster von väterlicher Warnung und Belehrung ist die Zuschrift der Gesellschaft an die Gemeinde Altstätten bey Zürch, welche sie, wie in solchen Fällen gewöhnlich ge-

schieht, durch einen Vorgesetzten, und zwar dieß Mahl durch den Landschreiber dieser Obervogtey, in der Versammlung der Gemeinde vorlesen und dann auf ihre Kosten drucken ließ, damit sie einem jeden von der Gemeinde zur reifern Beherzigung ins Haus gegeben werden möchte. Die Gesellschaft stellt in dieser Zuschrift der Gemeinde zuerst vor, daß sie bey der Vergleichung ihrer Güter mit denen der Nachbarn selbst einsehen müsse, daß ihre Landwirthschaft hinter der von andern Gemeinden weit zurück bleibe. Davon, fährt sie fort, liege der Grund einzig und allein in dem übertriebenen Laufen derer von Altstätten in die Stadt, wo der Erwerb in den Fabriken die Stadtgänger freylich in den Stand setze, bey leichterer Arbeit leckerhafter zu essen und zu trinken, und sich prächtiger zu kleiden, als den fleißigen Feldarbeitern vergönnt sey, wo aber zugleich Äcker, Wiesen und Gärten vernachlässigt oder von gedungenen Arbeitern spät und unsorgfältig bestellt würden. Wenn daher die Einwohner von Altstätten ihre eigene Wohlfahrt lieb hätten, so sollten sie das bisherige Stadtlaufen einschränken, oder sollten wenigstens einen Theil ihres Verdienstes auf den Ankauf und die Vervielfältigung von gutem Dünger verwenden. Man wundere sich mit Recht, daß die

Gemeinde noch nicht nach dem Beyspiele anderer Landleute des Kantons die Ausfuhr von Heu und Stroh ernstlich gehindert, noch keine Kuhgräben eingeführt, die Wiesen noch nicht mit Obstbäumen bepflanzt und gehörig zu wässern angefangen, und besonders, daß sie den Kartoffel- und Kleebau nicht mehr befördert habe. Bey dieser Gelegenheit erklärt sich die Gesellschaft über die verschiedenen Arten, den Klee zu säen, und ermuntert zugleich zu einer vortheilhafteren Anpflanzung besserer Reben, und zur Nachpflanzung und sparsamern Benutzung von Bäumen und Waldungen. — Die Vorsehung erwecke der ökonomischen Gesellschaft in Zürch bald viele Nachfolgerinnen in und außer der Schweiz, und erhalte ihr noch lange alle die patriotischen und einsichtsvollen Mitglieder, auf welche sie stolz zu seyn Ursache hat.

N. S. am 26. Jul.

Kaum hatte ich gestern und heute Zeit bis hierher zu schreiben. Jetzt ist es entschieden, daß mein Freund Spittler und ich in Gesellschaft des Herrn Doct. Huhn aus Kurland und des Herrn Doct. Suter

aus Zofingen morgen unsere Reise nach St. Gallen, und von da durch einen großen Theil der gebirgigen Schweiz antreten. Der letztere unter diesen beiden edelmüthigen jungen Männern hatte es mir schon in Göttingen versprochen, wenn ich wieder in sein Vaterland käme, mein Begleiter auf einer zweiten Bergreise zu seyn. Wir alle sind innig darüber erfreut, daß Herr Dokt. Huhn, den Sie, wenn auch nicht persönlich, wenigstens aus seinen trefflichen Preis- und Probeschriften kennen, früh genug von Wien aus in Zürch angekommen ist, um die Alpen mit uns besteigen zu können. Die Abschiedsgedanken und Abschiedsbesuche zerstreuen mich so sehr, daß ich mich nur mit genauer Noth sammeln kann, um noch zwey Anmerkungen herzusetzen, womit ich gern diesen Brief über Zürch schließen möchte.

Es ist in der That merkwürdig, daß die Schweiz, die an Meisterstücken der Kunst eher arm als reich ist, in den letzten Menschenaltern verhältnißmäßig viel mehr berühmte Künstler, besonders Mahler und Bildhauer, hervor gebracht hat als die meisten großen Reiche, in welchen sich die prächtigsten Sammlungen von alten und neuen Kunstwerken finden. Nicht weniger auffallend ist es, daß sich in Zürch, wo man dergleichen am wenigsten

erwarten sollte, mehrere große Mahler durch sich selbst, und fast ohne alle Anweisung, gebildet haben. Noch jetzt leben in dieser Stadt mehrere Mahler, deren Arbeiten von Kennern sehr geschätzt werden, und die, wenn ich nicht irre, alle ausübende Mitglieder von verschiedenen Handwerkszünften sind. Der geschickteste unter diesen Künstlern ist ein reicher Metzger, Ludewig Heß, von welchem ich Landschaftsstücke gesehen habe, die in Ansehung der glücklichen Wahl der Gegenstände, der Zeichnung und Farbengebung mit den Werken der gepriesensten Meister wetteifern können, und von Engländern begierig gesucht werden. Man sollte denken, daß Männer von Genie, denen ihre glückliche Muße gestattet, irgend einer Lieblingsbeschäftigung oder Ergetzung nachzuhangen, eher auf ein jedes anderes Fach als auf die Mahlerey fallen würden; wenn aber ihre Neigung sie einmahl zur Mahlerey hinführt, so ist es natürlich, daß sie in dem Lande, in welchem sie leben, die Landschaftsmahlerey einer jeden andern Art vorziehen.

Aus einer Mortalitätstabelle, die Herr Höpfner im zweyten Bande seines Magazins hat abdrucken lassen, und worin die Zahl der Gebornen und Gestorbenen in den vornehmsten Städten der deutschen Schweiz,

Bern ausgenommen, von den Jahren 1784 und 1785 enthalten sind, erhellt zwar, daß mehrere andere Städte gleichfalls mehr verloren als gewonnen haben; allein keine so sehr als Zürch. Im Jahre 1784 wurden in Zürch 399 Kinder, also ungefähr so viel als gewöhnlich bei uns getauft; hingegen starben 596 Personen, da in Göttingen die Zahl der Gestorbenen nicht leicht über 300 steigt. Im folgenden Jahre starben in Zürch gerade so viel als 1784; der Gebornen waren 418, so daß auch in diesem Jahre 176 mehr starben, als geboren wurden. Eine schreckliche Sterblichkeit, die man gewiß nicht aus der ungesunden Lage der Stadt ableiten kann.

Beten Sie mit mir, daß uns bey dem Erklimmen der Appenzeller, Bündtner, Urner und bernischen Hochgebirge kein Unfall begegne! Ich zeichne, wie bisher, das Merkwürdigste auf, was ich erfahre und beobachte. Abschnitte meines Reisejournals werden Sie durch den Einschluß meiner Frau erhalten, die fürs erste in dem freundschaftlichen Schinzischen Hause bleibt, und gegen die Zeit, wann ich mich Bern zu nähern gedenke, in dieser Stadt eintreffen wird. Zeigen Sie diesen Brief allen unsern Vertrauten, und entschuldigen Sie mich, daß ich

nicht einem jeden besonders habe antworten können. Ich bin, u. s. w.

Dritter Brief.

St. Gallen am 28. Jul. 1788.

Gestern Morgen traten Spittler und ich in Gesellschaft unserer jungen Freunde unsere Reise nach St. Gallen an. Ungeachtet wir Zürch erst nach acht Uhr verließen, so kamen wir doch noch vor einbrechender Nacht in Büren an der neuen Brücke an, wo das einzige gute Nachtlager zwischen Zürch und St. Gallen ist. Der neuerbaute Gasthof ist sehr geräumig, hat große und luftige Zimmer, und was noch wichtiger ist, reinliche Betten, wiewohl die Sauberkeit von Treppen und Böden nicht so auffallend, und das Ameublement nicht so schön und reichlich, als in den größern Gasthöfen der Schweiz ist. Wir erhielten sehr gutes Essen, noch bessern Kaffee und eine so billige Rechnung, daß wir fürchteten, der Wirth möchte sich verrechnet

haben. Ich zweifle, daß wir diesen Fall noch ein Mahl in der Schweiz erleben werden.

Die Dörfer im innern Thurgau sind nicht so schön, als ich erwartet hatte; allein die Landschaften sind ihrer Schwestern am Bodensee vollkommen würdig. So mahlerisch das Thurgau sich vom Bodensee empor hebt, eben so mahlerisch senkt es sich zwischen Winterthur und Büren, wenigstens an vielen Stellen gegen den See, hinab. Man wird nirgends durch einförmige Flächen ermüdet, und hat dennoch gewöhnlich sehr weite und hin und wieder unermeßliche Aussichten. Das sanft abfallende Gelände (ein treffliches schweizerisches Wort, das ich mir ohne Bedenken zueigne) ist durchgehends in kleine Thäler und Hügel zerschnitten, und in diesen Thälern und auf diesen Hügeln sind Wiesen und Äcker allenthalben mit regelmäßig gepflanzten Reihen von Obstbäumen besetzt, die in einiger Entfernung das Ansehen von Lustwäldern haben. Die reizenden Hügel und Gründe neigen sich in großer Entfernung an den Fuß einer Kette von Bergen, die an ihren untern Theilen bebaut, an den höhern mit Laubholze bewachsen und auf ihren Gipfeln meistens mit Ruinen alter Schlösser bedeckt sind. Eben diese Berge öffnen sich manchmahl so tief, daß man glaubt, den Bodensee entdecken

zu müssen, der sich hinter ihnen herzieht. Schwerlich gibt es weder in Deutschland, noch in der übrigen Schweiz einen Distrikt von gleicher Größe, der so viele und schöne Fernen (Lointains) enthielte, und dem Mahler der schönen Natur so vielen und mannigfaltigen Stoff darböte als das Thurgau.

Die Thur, so wie man sie bey Büren sieht, ist den kleinern Flüssen im südlichen Deutschlande jenseit der Donau ganz ähnlich. Gewöhnlich ist sie so seicht, daß sie weder Schiffe noch Flöße tragen kann, und dennoch füllt sie nur einen kleinen Theil des weiten Steinbetts aus, das sie seit Jahrhunderten aus allerley Geschiebe gepflastert hat. Wenn der Schnee plötzlich auf den Toggenburger Gebirgen schmilzt, oder heftige Regen und Wolkenbrüche fallen, so tritt sie mit unwiderstehlicher Gewalt aus ihren niedrigen Ufern, überschüttet das Land weit und breit mit unfruchtbarem Kies, und verwüstet selbst solche Fluren, Wiesen und Gebäude, die man außer den Grenzen ihrer zerstörenden Fluthen glaubte. An den niedrigen und flachen Ufern sieht man nichts als Binsen, oder binsenartige Gräser und niedriges Gesträuch, das allein zwischen dem fast nackten Gesteine kümmerliche Nahrung findet. Die Geschiebe der Thur bestehen ganz oder doch

größten Theils aus abgerundeten Kalksteinen; wenigstens sind mir gar keine Bruchstücke von Granit oder Gneis, oder andern kieselartigen Felsen, in die Augen gefallen.

In der so genannten alten Landschaft oder dem fürstlich St. Gallischen Gebiete ist, nach dem bloßen Anblicke zu urtheilen, der Boden weder so fruchtbar, noch so gut angebaut als in Thurgau; wiewohl auch im letztern der Obstbau dem eigentlichen Ackerbaue hin und wieder zu schaden scheint. Die Häuser der St. Gallischen Unterthanen sind im Durchschnitte ganz aus Holz gebaut, und auch um vieles kleiner als die Wohnungen der thurgauischen Landleute. In der alten Landschaft sind beide Geschlechter weder groß, noch schlank oder schön, und ihre Trachten, besonders die der Weiber, sind noch häßlicher als ihre Bildungen. In beiden Rücksichten stimmen die Unterthanen des Abts von St. Gallen mit den Einwohnern mancher Provinzen des südlichen Deutschlandes, am meisten aber mit den Landleuten im Kanton Zürch und in einem Theile des an das Zürchische grenzenden Bernergebiets überein.

Ungefähr eine Stunde vor St. Gallen hatten wir eine Erscheinung, die wir durch die Vereinigung aller unsrer Kräfte und Kenntnisse nicht erklären konnten. Wir sahen

auf einmahl an dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges einen breiten blendendweißen Streifen wie eine Binde oder ein Diadem hergezogen. Nach dem ersten Anblicke hätte man das, was uns so täuschend entgegen schimmerte, für eine Schichte von frisch gefallenem Schnee halten müssen, wenn nicht der durch den Anblick selbst gleich erregte Gedanke an die Jahrszeit, worin wir gegenwärtig sind, und an die mäßige Höhe des Berges diese Vermuthung unterdrückt hätte. Da wir es unmöglich fanden, daß noch gegen das Ende des Julius auf einem solchen Berge Schnee liegen könne, so hielten wir den weißen Streifen für eine Wand oder einen Steinbruch in einem weißen Kalkfelsen; wiewohl uns das, was wir nicht erklären konnten, auch für diese Voraussetzung zu weiß schien. Wir wandten uns daher an unsern Kutscher, der eine Zeit lang hinter uns zurück geblieben war. Dieser löste uns das verwirrende Räthsel bald auf, indem er uns sagte, daß der weiße Streifen eine Bleiche sey; woran niemand gedacht hatte, weil keinem unter uns jemahls eine Bleiche in einer solchen Höhe vorgekommen war. — Wenn man sich der Stadt St. Gallen nähert, so merkt man es an der reichern Bekleidung der Berge und an dem stärkern Graswuchse in

den Wiesen, daß man in eine Gegend komme, wo der Boden besser gepflegt wird, und also auch mehr einbringt als in dem Theile der Landschaft, den man so eben zurück gelegt hat.

Am 30. Jul. Morgens um 6 Uhr.

Wir haben den gestrigen und die Hälfte des vorgestrigen Tages mit Spaziergängen auf die nahgelegenen Berge, mit Besuchen und mit dem Besehen der vornehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt zugebracht. Unser ehemahlige Mitbürger, Herr Doctor Zollikofer, und Herr Banquier Girtanner der jüngere nahmen uns mit zuvorkommender Gastfreundlichkeit auf, und machten uns mit den meisten Gelehrten ihrer Vaterstadt bekannt. Wir wollten heute früh zu Fuß nach Herisau aufbrechen, allein Herr Doctor Zollikofer erbot sich, uns nebst seinem Schwager, Herrn Schlatter, einem der angesehensten Kaufleute, im Wagen zu begleiten, und wir nahmen dieß gütige Anerbieten um desto eher an, da wir an diesen Herren nicht bloß angenehme Gesellschafter, sondern auch kundige Begleiter finden. In einer guten Stunde werden wir abrei-

Bayerische Staatsbibliothek München

sen, und bis dahin schreibe ich einen Theil meiner Bemerkungen über St. Gallen nieder.

Die Stadt St. Gallen ist mehr dauerhaft als schön gebaut. Die Straßen sind nicht so enge und uneben als in der Altstadt Zürch, das Pflaster ist aber in beiden Städten höchstens mittelmäßig. Man schätzt die Bevölkerung von St. Gallen gewöhnlich auf 8000, so wie die Unterthanen in Bürglen und andern der Stadt zugehörigen Herrschaften auf 4000 Seelen; allein ich glaube, daß die erste dieser Zahlen, die von manchen noch um einige Hundert vermehrt wird, zu groß angegeben sey, wenn anders das Verzeichniß der Gebornen und Verstorbenen richtig ist, das im Höpfnerischen Magazine steht. Im Jahre 1784 wurden in St. Gallen 149 und im folgenden 156 Kinder getauft, und in dem ersten von diesen beiden Jahren starben 203, und in dem andern 189 Personen. Wenn man annimmt, daß in St. Gallen verhältnißmäßig so viel Kinder geboren werden als in Zürch; so kann die erstere Stadt nicht zwey Drittheile der Volksmenge der letztern enthalten. Man gibt in St. Gallen zu, was auch aus den mitgetheilten Datis erhellt, daß jährlich mehr Menschen sterben, als geboren werden: eine merkwürdige Erscheinung in einer so mäßigen Stadt, die

einen so großen Handel und, wie man denken sollte, eine diesem Handel entsprechende Betriebsamkeit besitzt!

In Ansehung des Handels kann St. Gallen nicht bloß mit Zürch wetteifern, sondern hat vielleicht, der ungünstigeren Lage ungeachtet, vor dieser Nebenbuhlerinn einige Vorzüge. Wenigstens finden sich unter den funfzig bis sechzig St. Gallischen Handlungshäusern, die Geschäfte im Großen treiben, viel reichere als in Zürch, und man nennt unter den St. Gallischen Kaufleuten einige, die eine Million und darüber besitzen sollen. Von allen übrigen Seiten aber, besonders in Ansehung der Verfassung, der Lehr- und Erziehungsanstalten, der Gelehrsamkeit, und ihrer Ermunterungen und Hülfsmittel bleibt St. Gallen sehr weit hinter Zürch zurück.

So wenig eine jede Stadt einen solchen Handel führen kann als St. Gallen, eben so wenig können alle Staaten eine gleich gute Verfassung haben. Wenn ich also an der Verfassung von St. Gallen oder andern schweizerischen Freystaaten gewisse Mängel tadle, so thue ich dieses nicht deßwegen, weil ich glaube, daß man eine jede mangelhafte Regierungsform plötzlich umändern müsse, sondern um aus der Verfassung gewisse Phänomene zu erklären, die sich sonst

gar nicht erklären lassen. Jedes Regiment hat seine eigenthümlichen Vorzüge und Gebrechen, und nicht selten sind gewisse charakteristische Vorzüge die Ursache, daß manche von ihnen unzertrennliche Nachtheile sich entweder gar nicht oder sehr schwer heben lassen. Man darf sich also auch nicht wundern, daß eben die Verfassung, unter welcher die Handlung in St. Gallen so sehr aufblühte, andern gemeinnützigen Einrichtungen weniger günstig war.

Die Verfassung in St. Gallen ist nicht nur dem Buchstaben der Grundgesetze zu Folge, sondern auch in der That überwiegend demokratisch, und im eigentlichsten Verstande ein Zunftregiment. Die Bürgerschaft ist in sechs Zünfte abgetheilt, unter welchen eine jede mehrere Handwerke oder Hantierungen unter sich begreift. Außer den sechs Handwerkszünften gibt es noch eine Gesellschaft, zum Noten- oder Noten-Fest-Stein genannt, zu welcher die seit langer Zeit in der Stadt ansässigen adeligen Geschlechter und die Kaufleute von guten Häusern gehören. Aus dieser Gesellschaft, welche die vornehmsten und reichsten Bürger enthält, können zwar einige Mitglieder des kleinen Raths durch eine freye Wahl genommen werden; allein sie hat keinen bestimmten gesetzmäßigen

Antheil an der Regierung, das heißt, an der Besetzung des kleinen und großen Raths, wie eine jede der sechs Handwerkszünfte. Der kleine Rath, der die täglich vorkommenden Regierungsgeschäfte besorgt, besteht aus vier und zwanzig Mitgliedern, aus drey Bürgermeistern, die von der gesammten Bürgerschaft erwählt werden, aus zwölf Zunftmeistern, von denen eine jede Zunft zwey hergibt, und dann aus neun Rathsherren, die der kleine Rath ohne Rücksicht auf Zünfte aus der ganzen Bürgerschaft erkiest. Reiche und arbeitsame Kaufleute, welche diese Wahl trifft, lehnen sie gewöhnlich ab, und bezahlen wegen dieser Weigerung beträchtliche Bußen, wie es heißt, aus dem Grunde, weil sie durch die Arbeiten, welche eine solche Würde mit sich bringt, und durch den Verlust der Zeit, den die Rathsversammlungen verursachen, in ihren Handlungsgeschäften zu sehr gestört werden. Ungeachtet ich durchgehends denselbigen Grund von der Abgeneigtheit der Kaufleute gegen die öffentlichen Ämter habe anführen hören, so sollte man doch fast vermuthen, daß er mehr Vorwand als wahre Ursache sey; denn in allen Freystaaten hindern öffentliche Würden und Geschäfte mehr oder weniger die Berufsarbeiten, und dennoch drängt man sich allenthal-

ben außer St. Gallen zu öffentlichen Ehrenstellen zu. Freylich aber hat St. Gallen keine reiche Vogteyen zu vergeben, die zur Theilnehmung an der Regierung reizen könnten, und über dieß macht die Kaufmannschaft einen besondern Körper aus, der seine eigenen Angelegenheiten nach Gutdünken besorgt, und selbst das ganze Postwesen übernommen hat. Viel unbegreiflicher als die Enthaltung der reichen Kaufleute von der Rathsherrenwürde ist mir dieses, daß in einer Stadt, die ein solches Regiment als St. Gallen hat, adelige Geschlechter geblieben sind *).

Der große Rath enthält neunzig Mitglieder. Er erwächst daher, daß der kleine Rath

*) Wenn ein Adeliger gleiche Rechte mit seinen nicht edeln Mitbürgern erhalten, und gleich diesen die untern Stufen der Regierung betreten, das heißt, wenn er Elfner, Zunftmeister und Stadtrichter werden will, so muß er sich auf eine gewisse Art seines Adels begeben, und außer seiner Zunft noch eine andere Handwerkszunft annehmen. Ohne diesen Übergang in den Orden der Plebejer können Adelige nicht anders Antheil an der Regierung erhalten, als wenn sie ogleich zu Rathsherren oder Statthaltern (wozu man gemeiniglich Adelige zu nehmen pflegt) erwählt werden.

noch eilf Genossen aus jeder Zunft an sich zieht. Die großen Räthe werden die Elfer genannt, und werden vom kleinen Rathe aus sechs Personen gewählt, welche die Vorgesetzten einer jeden Zunft vorschlagen. Die Zunftmeister selbst werden von den Zunftgenossen aus den Elfen durch heimliches Stimmen oder durch die sogenannte Raune erkoren. Wenn man auch annähme, was man niemahls annehmen kann, daß die neun Rathsherren von freyer Wahl und die drey Bürgermeister nicht aus den Zünften ausgehoben wären: so hätten doch auch in diesem Falle die Abgeordneten der Zünfte im großen Rathe ein so entschiedenes Übergewicht über die nichtzunftgenössischen Mitglieder, daß diese niemahls etwas gegen die erstern ausrichten oder wider ihren Willen durchsetzen könnten. Dieser große Rath nun, der fast ganz aus Handwerkern besteht, übt den größten Theil der obersten Gewalt aus. Er vergibt oder bestätigt Ämter, entscheidet bürgerliche und peinliche Sachen in der letzten Instanz, und ordnet die Bürgersteuer, die nebst den Zöllen den Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmacht. Man kann gar nicht zweifeln, daß unter den Bürgermeistern, Rathsherren, Zunftmeistern und großen Räthen in St. Gallen viele rechtschaffene, ver-

ständige und der vaterländischen Gesetze kundige Männer seyen; allein gemeiner Menschenverstand und gemeine Kenntnisse reichen in unsern Zeiten nicht mehr hin, einen Staat gut zu regieren. Es werden, wenn auch nicht mehr als gemeine Fähigkeiten, wenigstens mehr als gemeine Einsichten und mehr als gewöhnliche Ausbildung von Kräften erfordert, um alte Mißbräuche zu erkennen und mit Muthe zu bestreiten, und besonders um neue nützliche Anstalten zu entwerfen, oder kräftig zu unterstützen, und mit Nachdruck auszuführen.

Wenn die Bildung der Jugend und die Aufklärung des Volks allein von der Zahl der Lehrer von beiden abhinge, so würde es in Europa vielleicht keine Stadt von ähnlicher Größe geben, die St. Gallen von dieser Seite gleich käme. Mir ist wenigstens im protestantischen Europa keine Stadt bekannt, die verhältnißmäßig so viele in Ämtern stehende geistliche Personen enthielte als St. Gallen. Nach einem gedruckten Verzeichnisse, das ich vor mir habe, besoldet St. Gallen 27 Prediger, unter welchen nur drey aus der Zahl der Professoren und Schullehrer genommen sind. Die Schule ist mit einem Rector und acht Unterlehrern besetzt, und außer diesen sind seit 1712 zwölf Professo-

ren angestellt, unter welchen junge Geistliche ihre Studien vollenden können.

Die Stiftungen der Vorfahren für Kirchen und Schulen mögen so reichlich gewesen seyn, als sie immer wollen; so ist es doch unmöglich, daß daraus eine so große Anzahl von Jugend- und Volkslehrern hinlänglich belohnt werden könnte. Unter den Predigern hat vielleicht einer oder der andere, der so glücklich ist, sich durch seine Predigten einen vorzüglichen Beyfall zu verschaffen, ein reichliches Auskommen; allein die übrigen und so auch die Lehrer der Jugend erhalten für alle ihre Arbeiten kaum oder nicht einmahl so viel, als sie nöthig haben, um mit ihren Familien nothdürftig bestehen zu können. Natürliche Folgen der kärglichen Belohnungen gelehrter Verdienste und Arbeiten sind diese: daß dadurch der Geist der Gelehrten niedergeschlagen, und die Kinder wohlhabender Familien von dem gelehrten Stande um desto mehr abgeschreckt werden, da in einer gewerbvollen und handelnden Stadt Gelehrsamkeit eben so wenig Ansehen als Reichthum oder Wohlstand bringt. Eine andere schädliche Wirkung der drückenden Lage von Gelehrten ist die Unfähigkeit der letztern, die Hülfsmittel anzuschaffen, die man braucht, um in seinem Fache und mit seinen Zeitge-

nossen vorwärts zu gehen. Kein Wunder also, wenn der Buchhandel und die Buchdruckereyen in St. Gallen so unbedeutend als in kleinen Land- und Municipalstädten, und viel weniger beträchtlich als selbst in Winterthur sind. Die Stadt- und Klosterbibliothek enthalten viele seltene Handschriften, manche große und seltene Werke und viele alte Bücher; allein in beiden mangeln die unentbehrlichsten neuern Schriften in den Hauptzweigen der Litteratur. So interessant sie also Bücherkennern und Alterthums- oder Geschichtforschern in manchen Rücksichten seyn mögen, so unbefriedigend sind sie für den Gelehrten, der sich mit allen wichtigen Schriften seines Fachs bekannt machen will.

Die Klagen der Lehrer der Jugend über die Unzulänglichkeit ihrer Besoldungen wurden vor einigen Jahren so laut und dringend, daß sie auf ein Mahl in der Regierung so wohl als in der Bürgerschaft einen allgemeinen und lebhaften Eifer hervor brachten, den Zustand derselben zu verbessern. Die Sammlungen, die man in dieser Absicht bey der Bürgerschaft anstellte, brachten 18900 Gulden ein, unter welchen 300 fl. von den Vorstehern der französischen Gemeinde eingeliefert wurden. Überdieß versprach das kaufmännische Directorium auf zehn Jahre jähr-

lich 1000 fl. und die Obrigkeit eben so lange jährlich 1100 fl. zur Vermehrung des Schulfonds herzuschießen. Bey aller dieser bewundernswürdigen Freygebigkeit der Regierung und der reichen Bürgerschaft in St. Gallen, wodurch die Besoldungen aller Schullehrer jährlich um 100 fl. sind vermehrt worden, wird es doch noch lange dauern, bis die letztern Ursache haben, mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn.

Einsichtsvolle Männer haben schon mehrmahls darauf angetragen, die Zahl der Predigten und der Prediger zu vermindern, um das Schicksal der letztern verbessern zu können. Diese Vorschläge fanden aber bisher kein Gehör. Man läßt noch immer an jedem Tage der Woche und am Sonntage fast in jeder Stunde des Tages predigen, ohne zu bedenken, daß durch diese häufigen Predigten nicht so wohl Frömmigkeit und Tugend, sondern vielmehr eine der gehofften ganz entgegengesetzte Wirkung, Geringschätzung des geistlichen Standes und des öffentlichen Unterrichts in der Religion, hervor gebracht wird. Ich habe nirgends so viele lustige Erzählungen über lächerliche oder unbesuchte Predigten als in St. Gallen gehört.

St. Gallen am 30. Jul.

An Statt in Herisau zu bleiben, kehrten wir gestern mit unsern St. Gallischen Freunden wieder nach St. Gallen zurück, wo wir nicht nur ein besseres Nachtlager als in Herisau erwarten konnten, sondern auch noch Gelegenheit hatten, mehrere merkwürdige Dinge zu sehen. Unsere Träger sind gestern von Herisau nach Gaiß gegangen. Wir werden diesen Morgen folgen, so bald sich die mit dicken Dünsten angefüllte Luft aufheitern wird. Bis dahin fahre ich fort, Ihnen meine Bemerkungen über St. Gallen mitzutheilen, von denen Sie den Rest aus Gaiß oder gar aus dem Pfeffersbade erhalten werden.

Bey der großen Menge von reichen oder wohlhabenden Kaufleuten, die in St. Gallen wohnen, ist es nicht anders möglich, als daß in dieser Stadt ein gewisser Aufwand herrsche. Dieser Aufwand zeigt sich nicht so wohl in modischen und kostbaren Kleidern und Putz, wiewohl wir über die Trachten und den Putz der angesehenen Frauenzimmer aus Mangel hinlänglicher Erfahrung nicht entscheidend urtheilen können, noch weniger in neuen und geschmackvollen Möbeln, sondern in Gärten, Gartenhäusern und Equi-

pagen, die aber, wie ich vermuthe, aus derselbigen Ursache vielmehr kostbar als schön sind. Fast alle reichern Einwohner haben eine Zeit lang in Frankreich, Italien und Deutschland gelebt, oder wenigstens Reisen in diese Länder gemacht, und haben eben deßwegen Gelegenheit gehabt, neue und schöne Muster aller Art kennen zu lernen; allein sie finden in ihrer Vaterstadt keine Arbeiter, die ihrem Geschmacke genugthun und ihre Entwürfe ausführen können, und fremde Arbeiten und Arbeiter darf man nicht kommen lassen, ausgenommen, wenn die letztern sich bequemen wollen, als Gesellen bey einheimischen Meistern zu arbeiten, welches man geschickten Fremdlingen nicht einmahl zumuthen kann. Aus Mangel also von geschickten Arbeitern muß man die neuen Häuser wie die alten bauen, und nach der Weise der Vorfahren auszieren oder möbliren lassen. Die Zimmer sind groß, aber nach dem Verhältnisse ihrer Größe nicht hoch und hell genug. Öfen, Kanapees, Stühle, Kommoden, Schränke und Tische sind noch viel seltener als in Zürch nach neuen und gefälligen Zeichnungen, oder aus schönen auswärtigen Hölzern gearbeitet; und ein Deutscher kann daher dem Zunftzwange und dem Zunftregimente auch aus dem Grunde nicht

gewogen seyn, weil er die reichern Einwohner mancher Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten beraubt, auf welche sie wegen ihres großen, durch Fleiß und Kenntnisse erworbenen Vermögens die gerechtesten Ansprüche haben.

Über die Sitten in St. Gallen kann ich nach eigenen Beobachtungen nicht urtheilen. In der übrigen Schweiz behauptet man, daß manche St. Galler, die sich lange in Italien und im südlichen Frankreich aufhielten, ausländische Laster und deren Folgen in ihre Vaterstadt zurück gebracht haben. Auch soll die eheliche Treue in St. Gallen nicht so allgemein und der Umgang der Jugend von beiderley Geschlecht viel freyer als in andern schweizerischen Handelsstädten seyn. Im Winter werden häufige Bälle und, wenn Wetter und Wege es erlauben, Schlittenfahrten nach Rorschach oder andern umliegenden Orten angestellt, wo solche Lustpartien, an welchen bloß junge Leute Theil nehmen, meistens mit späten nächtlichen Tänzen geschlossen werden, ohne daß jemahls, wie man in St. Gallen versichert, eine jungfräuliche Unschuld dabey gelitten hätte. Nicht weniger lobenswürdig als die Züchtigkeit der jungen St. Gallischen Schönen ist die Sparsamkeit und Genügsamkeit der reichen

St. Gallischen Kaufleute und übrigen Einwohner in der Einrichtung eines Klubbs, der alle Tage gehalten wird, wo man Zeitungen und politische Journale lesen, oder spielen, oder sich auch unterreden kann, und wovon die gemeinschaftlichen Unkosten halbjährlich nicht höher als auf einen Louisd'or für jedes Mitglied steigen.

Die Lage von St. Gallen wird auch schwerlich ein warmer Patriot vorzüglich schön finden. St. Gallen ist von zwey Seiten so nahe von Bergen eingeschlossen, daß die Stadt beynahe den ganzen Raum zwischen denselben ausfüllt. An den Füßen, oder Abhängen, oder auf den Rücken dieser Berge sind die Land- oder Gartenhäuser der St. Galler zerstreut; meistens aber dienen sie zu Weiden oder Wiesen, die frisch und grünend sind, weil sie gut gewässert und gedüngt werden. Auf beiden Bergen, vorzüglich auf dem an der rechten Hand, der, wenn ich recht gehört habe, der Rudengügi heißt, hat man eine treffliche Aussicht auf die Ufer des Bodensees und in das Appenzellerland, dessen Alpen mit Sennhütten und andern Wohnungen dicht besetzt sind. Aus den Landhäusern im Thale hat man gewöhnlich einen beschränkten Gesichtskreis, oder wenn dieser auch offener und ausgebreiteter ist, so wird er mei-

stens durch die Bleichen verdorben, die nach beiden Seiten der Stadt weit fortlaufen. Diese Bleichen erwecken zwar beym ersten Anblicke angenehme Bilder von Betriebsamkeit und Wohlstand, allein sie ermüden sehr bald durch ihre Einförmigkeit, und beleidigen sogar das Auge durch ihre blendende Weiße, die im Sonnenscheine kaum auszuhalten ist. Auffallend war es uns, daß man das Wasser zum Begießen der Leinwand zum Theile aus kleinen oder engen Gruben schöpft, die kein reines Wasser zu enthalten scheinen.

Leben Sie wohl. Die Barometer steigen. Die Berge entwölken sich, und Wetterkenner versprechen uns, daß der feine Nebel, der noch fällt, bald aufhören werde.

Vierter Brief.

Gaiß am 30. Jul.

Liebster Freund!

Wie eitel sind die Hoffnungen und Verheißungen der Menschen! Wir verließen St.

Gallen heute nach acht Uhr, in der gewissen Erwartung, daß der Nebelregen, der uns einige hundert Schritte von der Stadt einhohlte, bald aufhören und uns den heitern Himmel zeigen werde. Allein leider! wurden die Wolken immer dichter und niedriger, der Regen immer stärker, und dieser Regen dauerte fort, bis wir nach Gaiß kamen. Ungeachtet Gaiß von St. Gallen nur drey starke Stunden entfernt ist, so hat uns doch dieser erste Gang sehr ermüdet, weil die Fußsteige besonders durch die Wiesen sehr schlüpfrig, und wir gezwungen waren, uns bey dem schwülen Wetter in unsere Mäntel zu hüllen, um nicht ganz durchgenäßt zu werden. Bey unserer Ankunft in Gaiß machten wir einen so seltsamen Aufzug, daß wir die Aufmerksamkeit der an den Anblick von Fremden gewohnten Einwohner vorzüglich rege machten. Unter diesen rief uns ein Landmann, der uns nur von hinten sah und auch gern von vorn sehen wollte, mit einer mächtigen Stimme nach, als wenn er uns etwas sehr Wichtiges zu sagen hätte. Auf diesen Zuruf wendeten wir uns alle um, und da wir durch diese Bewegung die Neugierde des Appenzellers befriedigt hatten, so sagte er uns ganz gelassen, daß wir nur weiter gehen könnten. Wir bleiben heute und morgen hier, so wohl um einige benachbarte Berge zu besteigen,

als um die Alpen und niedrigen Gründe etwas abtrocknen zu lassen, die nach einem heftigen Regen den Weg über den hohen Camor nach Sennwald äußerst beschwerlich und selbst gefährlich machen. Ich habe Ihnen noch so vieles über St. Gallen und Herisau zu sagen, daß ich nothwendig einen gewaltigen Sprung in meiner Erzählung machen müßte, wenn ich nicht heute und morgen das Versäumte nachhohlen könnte.

Ungeachtet St. Gallen weder an einem schiffbaren Flusse, noch an einem See liegt, und ungeachtet es bis vor wenigen Jahren nicht einmahl durch gemachte Wege zugänglich war; so war doch diese Stadt schon seit vielen Jahrhunderten zuerst wegen des reichen Stifts und dann nach dem Verfalle von Kostanz durch die Fabriken und Capitalisten, die aus dieser Stadt nach St. Gallen zogen, der Hauptmarkt, wohin alle umliegenden Gegenden ihren Überfluß brachten, und wo sie wieder das ihnen Abgehende einkauften. Schwaben sendet noch immer nach St. Gallen den größten Theil des Getreides und das Thurgau den größten Theil seines Flachses, Obsts und Mosts, welche das Toggenburger- und das Appenzellerland und auch die alte Landschaft brauchen. Diese Zufuhr aus Schwaben und dem Thurgau ist so beträchtlich, daß an

jedem Donnerstage von Rorschach, oder, wie es gewöhnlich ausgesprochen wird, Roschach, hundert vierspännige Wagen, und im Herbste zur Marktzeit täglich wohl vier Mahl so viel nach St. Gallen kommen. Das Rheinthal führt der Stadt St. Gallen Obst und vorzüglich Wein zu, der von St. Gallen aus in alle umliegenden Gegenden versandt wird. Die alte Landschaft liefert Getreide, Obst und Flachs, und das Toggenburger- und Appenzellerland die Produkte ihrer Herden und ihrer Betriebsamkeit; denn vorzüglich aus St. Gallen hohlen die Toggenburger und Appenzeller, die Unterthanen des Abts und selbst viele Schwaben die Baumwolle und den Flachs, den sie spinnen, das Garn, das sie weben, und die Leinwand die sie bleichen, oder durch ihre Weiber und Töchter sticken lassen. Man schätzt die Zahl der Spinner und Spinnerinnen, der Weber und Stickerinnen, die aus der Stadt St. Gallen das ganze Jahr durch ihre Arbeit erhalten, auf 80 bis 100000, und die Zahl der Stickerinnen allein, die von St. Gallischen Kaufleuten und Fabrikanten beschäftigt werden, auf 30 bis 40000. In St. Gallen selbst wird mehr gestickt als gesponnen, und mehr gesponnen als gewebt, weil die Keller zum Weben sich nicht so leicht in der Stadt als auf dem Lande einrichten lassen.

Schon diese Angaben sind hinreichend, Ihnen von der Größe der St. Gallischen Handlung einen Begriff zu geben. Weil man aber die Richtigkeit der angegebenen runden Zahlen bezweifeln könnte, so will ich Ihnen andere Data anführen, für deren Zuverlässigkeit ich mich verbürgen kann.

Im verflossenen Jahre wurden allein auf den acht St. Gallischen Bleichen gebleicht:

	Stücke
Von guter oder so genannter Konstanzer Leinwand, jedes Stück zu 56 Pariserstab gerechnet —	3814
Von gefärbter Leinwand oder so nannter Farbwaare — —	3536
Von Musselinen, Basins und Cambrais — — — — —	31637
Von gröberer oder so genannter stäter Leinwand, oder Futtertuch — — — — —	21448
Von andern baumwollenen Tüchern — — — — —	18993

Von dem dritten und vierten Artikel hält das Stück nur 40 Pariserstab.

In diesem Verzeichnisse sind alle die baumwollenen Tücher nicht mitgerechnet, welche die Indiennefabriken, deren fünf bis sechs in

St. Gallen sind, haben bleichen lassen, noch weniger alle die Stücke, die für St. Gallische Rechnung auf zwölf bis vierzehn Bleichen in der Nachbarschaft gebleicht worden sind.

Um Sie in Stand zu setzen, nicht bloß über die Größe des Handels der ganzen Stadt, sondern auch über den Vertrieb einzelner Häuser zu urtheilen, will ich noch eine Tabelle von der Leinwand und den baumwollenen Tüchern beyfügen, welche ein einziges Haus, das über dieß in Rouen eine große Fabrik angelegt hat, bloß auf den St. Gallischen Bleichen hat bleichen lassen.

	Stücke
An so genannter Kostanzer Leinwand — — — — — —	543
An gefärbter Waare — — —	21
An Musselinen, Cambrais und Parchent — — — — —	3255
An gröbern baumwollenen Tüchern	592
Noch — — — — — —	881

Eben dieß Handlungshaus kaufte noch viele hundert Stücke, die schon gebleicht waren, und ließ endlich viele hundert Stücke in Herisau, Rorschach und andern Orten bleichen.

Aus den angeführten Tabellen erhellt, daß die eigentliche Leinwand, die für St. Galli-

sche Kaufleute verarbeitet wird, nicht den zehnten Theil der baumwollenen Zeuge ausmacht, die jetzt für Rechnung eben dieser Kaufleute verfertigt werden. Die ersten Musselinfabriken wurden im Jahre 1753 errichtet, und von St. Gallen aus pflanzte sich dieser wichtige Zweig der Industrie allmählich in die übrige Schweiz fort. Man fürchtet auch in St. Gallen viel weniger die Verbote der Einfuhr großer Fürsten als die Concurrenz der Engländer, von welchen man gesteht, daß sie es in kurzer Zeit in der Fabricirung von Musselinen unglaublich weit gebracht haben.

Um den Musselinhandel im Großen zu treiben, muß man nothwendig sehr große Fonds in Händen haben, indem es wenigstens zwey, auch dritthalb, oder drey Jahre dauert, bevor der Kaufmann seine Gelder aus der verkauften Waare zurück erhält. Die Baumwolle oder das baumwollene Garn muß in großen Vorräthen mit baarem Gelde eingekauft, und Spinner, Weber, Stickerinnen und Verkäufer oder Unterhändler müssen wochentlich oder bey der Lieferung baar bezahlt werden. Wenn der Weber oder Vorkäufer seine Arbeit oder Waare gebracht hat, so muß man sie bleichen, sticken, stampfen, und wenn sie in der Walke gelitten haben, von geschickten Arbeiterinnen mit der Nadel so ausbessern

lassen, als wenn die Löcher vom Weber selbst wären ausgebessert worden. Die Stickerinnen allein behalten Stücke oft viele Monathe, bisweilen anderthalb bis zwey Jahre im Hause, wenn sie entweder viele Arbeit haben, oder nicht fleißig sind, oder auch krank werden. Wenn endlich die Musseline ganz fertig sind, so muß der Kaufmann Bestellungen oder Käufer abwarten, und kann nur alsdann auf einen starken Absatz rechnen, wenn er langen Kredit zu geben im Stande ist.

Es ist selbst für einen Nichtkenner äußerst interessant, eine Niederlage von Musselinen und andern baumwollenen Zeugen, besonders aber das Musterbuch eines großen Kaufmanns zu sehen, worin alle die Zeichnungen enthalten sind, nach welchen man Musseline hat wirken und sticken lassen, oder noch wirken und sticken läßt. Ein solches Buch kann man nicht durchblättern, ohne über die Fruchtbarkeit des Genies der Zeichner oder Erfinder und zugleich über die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks zu erstaunen, die in derselbigen Zeit in verschiedenen Ländern herrscht. In Frankreich und Deutschland verlangt man jetzt keine andere Musseline, als die mit kleinen oder mäßigen Blumen durchwirkt und gestickt sind. In Polen und Rußland trägt man am liebsten Musseline mit großen Blu-

men, die oft mit bunten Farben oder gar mit Goldfäden gestickt sind. Die Preise von ganzen Musselinstücken, die in der Nachbarschaft von St. Gallen gewebt und gestickt sind, steigen von einem bis 12 neuen französchen Louisd'or. Viel theurer sind die feinsten indischen Musseline, die man in der Schweiz sticken läßt; denn so fein auch die Toggenburger und Appenzeller spinnen, so können sie doch die indischen Spinner nicht einmahl in großen Entfernungen erreichen, wovon man in St. Gallen den Grund darin sucht, daß die feinste Baumwolle nie nach Europa gebracht werde: ein Factum, das mir sehr zweifelhaft scheint. Der feinste Flachs kann von der künstlichsten Hand nie so zart als die feinste Baumwolle gesponnen werden. Aus einem Pfunde des besten Flachses kann man höchstens 80 bis 90 Schneller spinnen, jeden Schneller zu 1000 Fäden gerechnet, von welchen wieder jeder 4 Schuh oder 48 Zoll lang ist; aus einem Pfunde der besten Baumwolle hingegen kann man 140 bis 150 Schneller heraus bringen. Man zeigte uns Garn, wovon sechzig Schneller ein Pfund wogen, und schon dieß Garn schien uns so fein, daß wir es fast für unmöglich hielten, daß ein Faden noch feiner gesponnen werden könne. Ein guter Weber kann täglich von 30

oder 48 Kreuzern bis zu einem Gulden oder 1 fl. 12 Kreuzern verdienen; ein Spinner oder Spinnerinn aber erwirbt bey dem größten Fleiße täglich nicht mehr als 10, 12, höchstens 15 Kreuzer.

Ungeachtet die fürstliche Abtey in dem Umfange der Stadt eingeschlossen und von der Stadt nur durch eine Mauer abgesondert ist, so ist doch die Verbindung zwischen den Mitgliedern des Stifts und den Bewohnern der Stadt so geringe, daß man in der Stadt über die Unterthanen des Fürstbischofs, über sein Verhältniß gegen die Conventualen und über seine Einkünfte fast eben so wenig unterrichtet ist, als wenn die Abtey mitten in Schwaben läge. Die Zahl der Unterthanen der alten Landschaft schätzen einige auf 40000 und eben so hoch die Einwohner der Grafschaft Toggenburg; andere geben die Summe von beiden um zehn tausend höher an, und glauben, daß der Abt von St. Gallen wenigstens 24000 bewaffnete Männer stellen könne. Selbst die Bevölkerung des Klosters wird auf eine verschiedene Art angegeben. Man schätzt sie gewöhnlich auf sechzig Ordensgeistliche. Einer genauen Nachricht zu Folge soll die Abtey 68 Priester, sieben fratres professos und zwanzig fratres conversos enthalten. Über die Einkünfte des

Stifts weiß man in St. Gallen weiter nichts, als daß sie nach der Verschiedenheit der Jahre sehr verschieden seyn, indem sie meistens aus Zehenden und Sterbefällen, und aus dem Ertrage der eigenthümlichen Klostergüter in der alten Landschaft, in Schwaben und im Elsasse erwüchsen; zu welchen man aber noch den wichtigen Zoll in Rorschach rechnen muß, der seit der Erbauung guter Wege jährlich 8000 Rthlr. eintragen soll. Das Kloster hebt den Zehenden nicht bloß in der Landschaft, sondern auch im obern Rheinthale, und bey Sterbefällen der Angehörigen des Klosters oder dem Verkaufe von Gütern fordert es 5, 10 bis 15 p. c. je nachdem man reiche oder arme Leute, oder auch solche vor sich hat, die man begünstigen oder nicht begünstigen will. Dieser großen Einkünfte ungeachtet ist das Stift verschuldet, und die Schulden des Stifts sind die Ursache oder der Vorwand der Streitigkeiten zwischen dem Fürsten und Convente, die so weit gehen, daß das letztere auf die Absetzung des regierenden Fürsten, des Sohns eines noch lebenden Landmanns, angetragen hat. Der regierende Abt hat freylich in und außer dem Kloster viel gebaut, allein keine Prachtgebäude oder Lustschlösser, sondern Wege und Magazine, die schon längst hätten erbaut seyn sollen. So kostbar diese

Unternehmungen auch gewesen seyn mögen, so hätten sie doch ein Stift, wie das St. Gallische, bey einer guten Verwaltung nicht in beschwerliche Schulden stürzen können. Der Fürst selbst lebt der Sage nach nicht einmahl so prächtig als ein deutscher Prälat vom zweyten Range. Er hat weder eine zahlreiche Dienerschaft, noch einen glänzenden Hof, noch auch prächtige Equipagen und Möbeln. Vielmehr begnügt er sich mit einem einzigen Zuge Pferde, speist, selbst wann vornehme Fremde da sind, auf Zinn und so einfach, daß die zu große Einfalt von Geschirr und Speisen mehrere deutsche Fürsten äußerst befremdete. Wenn man bedenkt, daß der Abt von St. Gallen ungefähr eben so viele Unterthanen als der Fürstbischof von Fulda hat, und dann die Hofhaltung dieser beiden Fürsten mit einander vergleicht; so kann man nicht umhin darüber zu erstaunen, daß Nachläßigkeit oder Mangel von guten Finanzeinrichtungen so große Unterschiede hervor bringen kann.

Gaiß am 31. Jul.

Jetzt habe ich von Appenzell Außer-Rhoden genug in der Nähe oder Ferne gesehen,

um Ihnen die Eindrücke mitzutheilen, die ein Land auf mich gemacht hat, das weder Adel noch Städte, weder bequeme Wege noch schiffbare Flüsse und Seen, weder Bergwerke noch Ackerbau und Obstwachs besitzt (eine kleine an das Rheinthal grenzende Strecke ausgenommen), das nicht allein keine Zünfte hat, sondern auch fast alle Handwerke von Fremdlingen ausüben läßt, und das nichts desto weniger zu den betriebsamsten und volkreichsten Ländern in ganz Europa gehört, und alle Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens im größten Überflusse von den Nachbarn erhält oder leicht erhalten kann.

In der flachen Schweiz ist keine Stadt und in der gebirgigen kein Staat, dem nicht von den übrigen gewisse gehässige Vorwürfe gemacht würden; allein Appenzell, und zwar besonders Appenzell Außer-Rhoden hat das einzige Glück, daß die übrigen Schweizer es für das gelobte Land in Helvetien halten, auf welches alle, als auf den Wohnsitz der Freyheit, des Friedens, des Überflusses und zugleich der alten Einfalt und Unschuld, mit Wohlgefallen hinblicken, und auf welches sie mit einem frohen Stolze hinweisen, wenn sie besonders Fremden die gesegneten Wirkungen einer unbeschränkten Freyheit darthun

wollen. Und eben so sind die Appenzeller die Lieblinge der ganzen übrigen Schweiz, die allenthalben bewundert, aber nicht beneidet, und von den vaterländischen Schriftstellern wetteifernd als das freyste, glücklichste und geistreichste Hirtenvolk gepriesen werden. Wenn Ausländer von den Appenzellern nicht so günstig urtheilen, als gewöhnlich geschieht, so nimmt man sich ihrer mit eben so großer und fast noch größerer Wärme als seiner eigenen Mitbürger an.

In der That zweifle ich auch, ob es in ganz Europa ein anderes Land gebe, wo man auf den ersten Blick die süßesten Fantasien einer schwärmerischen Jugend und die reizenden Ideale einer glücklichen Unschuldswelt in einem solchen Grade realisirt findet als in Appenzell Außer-Rhoden. Das ganze Appenzellerland, so weit es sich zur reformirten Religion bekennt, ist eine zauberische Verkettung von kleinen Hügeln und Thälern, die nirgends durch stundenlange Waldungen verfinstert, oder durch schroffe und unersteigliche Felsen verödet, oder durch verpestende Sümpfe verunstaltet werden. Allenthalben ist Leben und Weben ohne städtisches Gedränge oder betäubendes Getümmel. Von allen Höhen und aus allen Gründen tönt dem Wanderer das Gemurmel der Bäche, das Ge-

blöke der Herden, das Rufen der Hirten und besonders das Geklingel der großen Schellen entgegen, womit Stiere, Kühe und Kälber behängt sind. Dieser arkadischen Musik hörte ich gestern Abend gegen Untergang der Sonne in einiger Entfernung von Gaiß fast eine Stunde zu, und dieß Gewühl arkadischer Töne weckte aus der Tiefe meines Herzens und meiner Einbildungskraft Wünsche und Bilder auf, die schon lange, sehr lange geschlummert hatten, und von welchen ich nie geglaubt hätte, daß sie bis zu einem solchen Grade jugendlicher Begeisterung wieder belebt werden könnten. Im Appenzellerlande wird das Auge des Reisenden Anfangs nicht weniger als sein Ohr getäuscht. Wohin man blickt, sieht man Haufen von friedlichen und bescheidenen Hütten, so kunstlos und reinlich, wie man sich in frohen Träumen die Wohnungen glücklicher Schäfer denkt, unter welchen man sein Leben zubringen möchte. Wenn man Herisau ausnimmt, so sind die Hütten der Appenzeller nicht nach städtischer Art in dichte Reihen zusammen gedrängt, sondern über Thal und Hügel zerstreut; und eben diese Zerstreutheit, verbunden mit ihrer Einfachheit (denn sie sind ganz aus Holz erbaut), begünstigt die Täuschung, daß man in dem Arkadien der Dichter wandle. Jede Hütte liegt in der Mit-

te der Besitzungen ihres Bewohners, der also sein kleines Gebiet beständig übersehen, und in jedem müßigen Augenblicke bearbeiten und verbessern kann. Wenn man nahe an den Hütten der Appenzeller vorbey geht, so hört man das Geräusch des Weberstuhls, der dem Appenzeller Garten, Ackerfeld und Weinberg ist, ihm alles verschafft, was die fruchtbarsten Länder Süßes und Schönes hervor bringen. Viele Hütten haben Wäldchen hinter sich, die nicht nur ihre mahlerische Lage verschönern, sondern auch das Holz liefern, was der Besitzer zur Feurung und zur Ausbesserung seiner Wohnung braucht. In ganz Appenzell ist kein ungetheiltes Gut, keine gemeine Wälder oder Alpen und Weiden. Wenn auch gewisse Alpen mehrern Eigenthümern gehören, so kann doch jeder Mitbesitzer seinen Antheil verkaufen oder verpachten, wie er will. Männer endlich, Weiber und Kinder sind, wenn sie sich auch nicht durch vorzügliche Schönheit und hohen Wuchs auszeichnen, reinlich und gut gekleidet, und haben einen Ausdruck von Munterkeit und Zuversicht, wie ihn nur glückliche und freye Menschen haben können, die stets von dem Gefühle durchdrungen sind, daß sie keine andere Gesetze und Obrigkeiten haben, als die sie selbst gegeben und gewählt haben.

Schade, daß die meisten angenehmen Eindrücke, die man beym Eintritte in das Appenzellerland erhält, bey genauerer und fortgesetzter Untersuchung verschwinden, oder wenigstens sehr geschwächt werdin! In Appenzell grünen und blühen alle Hügel und Gründe eben so wenig als anderswo. Im Thale bey Gaiß zwischen dem Sommers- und Gäbrisberge ist eine lange sumpfige Wiese, die mit schlechten Gräsern überwachsen ist, und wie es scheint, durch Abzapfen und Besäen mit guten Futterkräutern leicht verbessert werden könnte. Auch am Gäbrisberge fanden wir lange Strecken, wo nichts als Heidekraut und Heidegesträuch wuchs. So mahlerisch die kleinen Wäldchen nahe an den Wohnungen der Appenzeller Anfangs scheinen, so bemerkt man doch bald, daß sie alle aus Tannen und Fichten bestehen. Das Appenzellerland liegt schon zu hoch, als daß es mächtiges und schönes Laubholz tragen könnte, und noch weniger würden an den meisten Orten Obstbäume gedeihen; doch zweifle ich nicht, daß die Kirschbäume, die den bernischen Oberländern so nützlich sind, auch im Appenzellerlande fortkommen würden. Wenn nicht alle Berge und Gründe mit zahllosen Hütten übersäet wären, so würde das Appenzeller-

land ohne Laubwälder und Obstbäume, ohne Weinberge, Gärten und Fluren ein äußerst einförmiges und nacktes Land seyn. Die Wiesen und Weiden der Appenzeller werden allerdings gedüngt, allein der Anbau von Futterkräutern ist dem Anscheine nach nicht so allgemein, als er seyn könnte, und es würde unstreitig vortheilhafter seyn, wenn man an Statt die Kühe in eingeschlossenen Bezirken nahe an den Häusern weiden zu lassen, diese Weiden mit den besten Kleearten besäete, und das Vieh beständig im Stalle fütterte.

Auch die netten Hütten der Appenzeller, die mich auf dem Wege nach Herisau so sehr erfreuten, gefielen mir in der Folge viel weniger, nachdem ich in einige hinein gegangen, und mit dem Innern ihrer Einrichtung bekannter geworden war. Die meisten Häuser der Appenzeller werden zur Ersparung der Kosten und des Raums so klein gebaut, daß es auch bey der größten Sorgfalt unmöglich ist, die unangenehmen Folgen des engen Beysammenwohnens zu verhüthen. Wenn die Hausthür nicht offen ist, so ist die Diele so dunkel, daß man die nächsten Gegenstände kaum erkennen, und zugleich so enge, daß man in einiger Gesellschaft sich kaum bewegen kann. Aus einem ähnlichen

Grunde, aus welchem man die Häuser so klein als möglich baut, macht man die Stuben sehr niedrig, damit sie desto wärmer seyn und bleiben mögen, und diese Stuben sind daher gewöhnlich mit so widrigen Ausdünstungen von Menschen, von Garn und andern Dingen angefüllt, daß man nicht frey darin athmen kann. Noch viel trüber und ungesunder sind die Webkeller, deren jedes Haus wenigstens einen und oft zwey hat, und deren Fenster fast den Erdboden außer dem Hause berühren. In diese Keller steigt man gemeiniglich durch kleine Öffnungen und auf schmalen Leitern hinab, und wenn man an diese kerkerartigen Höhlen in der Erde nicht gewohnt ist; so würde man es für eine zu harte Strafe halten, wenn man Züchtlinge in solchen kalten und feuchten Löchern das ganze Jahr durch arbeiten ließe. Man behauptet hier allgemein, ich weiß nicht, ob mit Recht, daß baumwollenes Garn sich nicht anders als an feuchten Örtern gut weben lasse. Nicht selten ist der Abtritt in der Nachbarschaft der Kelleröffnung angelegt; denn ich bemerkte beym Hinauf- und Hinabsteigen einen heftigen Übelgeruch, womit die übrige Hütte mehr oder weniger durchdrungen war. — Die Kleinheit der Appenzeller Hütten mit ih-

ren kleinen, runden, in Bley eingefaßten Fensterscheiben fiel mir nirgends mehr als in Herisau auf, wohin ich mit den größten Erwartungen kam. Nach den Schilderungen aller, und besonders schweizerischer Schriftsteller glaubte ich an Herisau einen Flecken zu finden, dergleichen man außer Holland und England in keinem andern europäischen Lande sehen könne, und zu meiner größten Verwunderung fand ich einen Ort, der, einige städtische Häuser ausgenommen, von keiner Seite mit den vielen schönen Flecken verglichen werden kann, die Österreich, Baiern, die Pfalz, Wirtemberg, die sächsischen Länder und vorzüglich Bremen und Hollstein aufzuweisen haben. Das größte Haus in Herisau ist, wie manche alte Gebäude in den großen deutschen Reichsstädten und wie die Landhäuser in der französischen Schweiz, nach Art von Ritterschlössern gebaut, und an den Ecken mit Thürmen versehen, durch welche man vermuthlich an Aussicht und Zahl von Fenstern gewinnen will. Diese Bauart gefällt den Appenzellern so sehr, daß sie in den übrigen Gemeinden von den reichern Erbauern neuer Häuser häufig nachgeahmt wird. In den geräumigen hölzernen Häusern wohlhabender Appenzeller sind Diele, Küche und Gemächer nach einem größern Maß-

stabe gebaut, und in diesen Häusern herrscht eine Reinlichkeit, die kaum in England und Holland größer seyn kann. Vorzüglich aber scheint es, als wenn die Küche und das Küchengeschirr der Stolz des Hauses und der Hauptsitz der höchsten Reinlichkeit sey; denn beide fand ich viel sauberer und glänzender als die Wohnstuben und Schlafzimmer sammt den Möbeln, die in diesen enthalten waren. Wenn diese großen hölzernen Häuser nicht vor langer Zeit und mit alter Festigkeit gebaut sind, so haben sie eine solche Beweglichkeit, daß sie von jedem starken Tritte oder Gange in allen ihren Theilen erschüttert werden, und sind zugleich so wiedertönend, daß man jedes laute Reden und Lachen durch alle Zimmer hören kann. In dem Gasthofe zum Ochsen, wo außer uns noch viele andere Molkengäste wohnen, würden wir diese Nacht schwerlich lange haben schlafen können, wenn uns nicht die gestrige Ermüdung in eine tiefe Ruhe versenkt hätte.

Die Lobeserhebungen der Schönheit, Stärke und Größe der Appenzeller sind noch weit mehr übertrieben als die Lobsprüche, die man dem Lande oder den Wohnungen zu ertheilen pflegt. Unter vielen hundert Appenzellern, die mir diese Tage her vorgekommen sind, habe ich nur wenige große und

keinen einzigen so schön gebildeten Mann gesehen, dergleichen sich unter unsern deutschen Regimentern so häufig finden. Man bemerkt es auch hier, daß das frühe und anhaltende Sitzen und Arbeiten in den feuchten Webekellern die Bildung, Stärke, und Gesundheit der Arbeiter verdorben hat, und daß der gebrechlichen und verstümmelten Menschen jetzt viel mehrere sind und werden als in vorigen Zeiten. Die Appenzeller suchen aber noch immer eine Ehre darin, für kraftvolle Männer gehalten zu werden, und manche treiben auch noch die Leibesübungen, die Stärke und Gewandtheit geben können. Man rühmte uns einen Schmid als einen außerordentlich starken Mann, den wir deßwegen mit einem großen Gefolge von neugierigen und müßigen Männern und Buben besuchten. Das Hauptkunststück dieses Mannes bestand darin, daß er eine zentnerschwere eiserne Kugel von der Erde hob, daß er diese durch Handgriffe, deren freylich nur ein starker Mann fähig ist, bis an die Schulter, dann von einer Schulter auf die andere brachte, und endlich einige Schritte weit von sich wegwarf. Viel schöner und seltner als dieß Probestück von Stärke war der Arm dieses Appenzellers, an welchem, wenn er gebogen

und die Finger zusammengedrückt waren, der Muskel über dem innern Armgelenke fast so dick hervor trat, als mein Arm unmittelbar über der Hand ist. Die Appenzeller lachten triumphirend bey jeder Anstrengung des starken Schmides, und versicherten, daß der Landweibel noch viel stärker sey. Sie hatten dieses kaum gesagt, als der gepriesene Mann durch einen glücklichen Zufall von seinen Amtsverrichtungen zu Hause kam. Der Weibel war groß und breitschulterig, aber in meinen Augen nicht schön gebildet, weil er sich nicht leicht und gerade trug, und die untere Hälfte des Körpers im Verhältnisse zu der obern zu schwach und dünn war. Wir baten diesen appenzellischen Herkules die Probe seiner Stärke zu wiederhohlen, von welcher seine Landsleute mit Bewunderung gesprochen hatten, und die der Sage nach darin bestand, daß er einen drey Zentner schweren Stein aufgehoben und von sich geworfen habe. Der Landweibel willfahrte uns, und ging mit uns zu dem kritischen Steine hin, der einige hundert Schritte vor dem Dorfe an einer Wiese lag. Allein aller Versuche ungeachtet wollte es dem Stärksten des Appenzellerlandes nicht gelingen, den Stein nur um einen Schuh von der Erde zu heben, wovon er die Feuchtigkeit

oder Schlüpfrigkeit des Steins als die Ursache angab. Wenn aber der Weibel den Stein auch in die Höhe gebracht hätte, so würde ich ihn doch nicht für ein solches Wunder von Stärke gehalten haben, als wofür er in seinem Vaterlande gehalten wird. Ich habe selbst in meiner Jugend mehrere Männer gekannt, die 400 bis 500 Pfund ohne Mühe heben konnten, und in Hamburg, Bremen und andern deutschen Handelsstädten sind die Karrenschieber und Packknechte gar nicht selten, die Säcke und Ballen von zwey hundert Pfunden und darüber von der Erde auf die Schulter oder auf Karren und Wagen werfen. Wir ließen einigen der Appenzeller die ihre Kräfte vor uns versucht hatten, in unserm Gasthofe einige Maß Wein geben, und diese machten sie so bereitwillig, daß sie uns nun auch ihre übrigen Künste zeigten. Unter diesen setzte mich keine andere in ein solches verwunderungsvolles Schrecken, als das Anerbieten des Schmides, sich von jedem mit geballter Faust, so stark man wolle, auf den Kopf schlagen zu lassen. Es blieb auch nicht bloß beym Anerbieten, sondern einer der Appenzeller schlug auf den eisernen Schedel seines Landsmanns so ernstlich los, daß ich davon ging, aus Furcht, den Schmid unter irgend einem unglücklichen Schlage hinsinken zu sehen.

Die Einführung der Mussellinweberey hat in Appenzell eben die guten und schlimmen Wirkungen wie im Zürchischen, nur, wie es scheint, beide in einem auffallendern Grade hervor gebracht. Die große und immer wachsende Bevölkerung wird nicht nur durch die jährlichen Geburts- und Sterbelisten, sondern auch durch die vielen neuen Häuser angekündigt, die man allenthalben baut, oder vor kurzem erbaut hat. In Herisau und Trogen sind mehrere Handelshäuser, die in Ansehung des Reichthums und der Weitläuftigkeit ihrer Geschäfte mit den ersten in St. Gallen wetteifern können. In diesen wie in den übrigen Gemeinden wohnen viele Vorkäufer oder Kaufleute vom zweyten Range, die den Spinnern und Webern Baumwolle und Garn verkaufen, und die verfertigten Waaren wieder abnehmen, um sie mit Vortheil an die im Großen handelnden Kaufleute in St. Gallen oder in Herisau und Trogen abzusetzen. Auch unter diesen sind manche sehr reich, und man erkennt sie gleich an den neuen, großen, oft von Steinen erbauten Häusern, in denen sie wohnen. Die aus dem Handel und den Fabriken entstehende Wohlhabenheit steigt noch um einen Grad tiefer, nähmlich zu den Webern hinab, die zwar selbst arbeiten, aber

doch zugleich Vermögen genug besitzen, um 12, 20, bis 24 andern Webern und Spinnern Flachs, Baumwolle oder Garn austheilen zu können, und den Arbeitern den festgesetzten Lohn zu bezahlen. Die meisten Spinner und Weber, die weder weitläuftige Alpen noch Wiesen besitzen, unterscheiden sich von ihren Vorfahren durch bessere Kleider und leckerhaftere Speisen; allein diese nehmen auch, wie anderswo, den ganzen Überschuß weg, den sie vor ihren Vorfahren erwerben, ohne etwas für Weib und Kinder, oder für Zeiten der Noth zu erübrigen oder erübrigen zu können.

Es ist in Appenzell noch vielmehr als im Zürchischen oder im Bernischen zu fürchten, daß die durch die Fabriken hervorgebrachte außerordentliche Bevölkerung (die sich aber nicht genau schätzen läßt, weil weder die Zählungen des Volks richtig sind, noch das Land gehörig gemessen ist), die eben so außerordentlichen Reichthümer einzelner handelnden Häuser, die große Wohlhabenheit der Unterkäufer und vornehmern Weber, und endlich das allgemeinere Wohlleben durch die nachtheiligen Folgen der Fabriken werden überwogen werden. Und diese nachtheiligen Folgen sind außer der verminderten Stärke und Gesundheit des Volks die steigende

Prachtliebe und Leckerhaftigkeit, die Vernachlässigung der Erziehung der Kinder, die selten über das zehnte Jahr hinaus die Schule besuchen, um desto früher arbeiten zu können, die Zügellosigkeit der Jugend, die sich im 15. und 16. Jahre unabhängig glaubt und macht, weil sie alsdann der Unterstützung der Ältern entbehren kann, die sichtbar sich verbreitende Selbstsucht, Völlerey und Üppigkeit, und die unmäßig zunehmenden Preise von Lebensmitteln, von Arbeitslohn und Dienstlohn.

Die Bewunderer der alten appenzellischen Unschuld würden erstaunen, wenn sie hörten, daß die appenzellischen Bauermädchen sich schon schminken, und nicht bloß mit gekauftem, sondern mit gemiethetem Putze prangen, indem es Leute gibt, die modisches Flitterwerk aufkaufen, um es an eitle Mädchen und Weiber vermiethen zu können *).

Wein wird nicht bloß allgemeiner, sondern auch unmäßiger als sonst getrunken,

---

*) Ich las diese Nachrichten schon in St. Gallen in den Bemerkungen eines sehr unterrichteten Beobachters, die im ersten Stücke des Journals für Deutschland vom Jahre 1788 stehen. Ich habe diese wie die meisten übrigen Nachrichten des Ungenannten im Lande selbst bestätigen gehört.

und Kaffee fordern sogar die Bettler, wenn man ihnen Most und Wein anbietet. Da fast niemand mehr wie in alten Zeiten von Milch lebt, so braucht man viel mehr Getreide aus Schwaben, und viel mehr Obst und Gemüse, welche beide vorzüglich das Rheinthal liefert. Man gibt sich nicht einmahl die Mühe, Kartoffeln zu bauen, weil man sich einbildet, daß man sie viel wohlfeiler von den Nachbarn kaufen als selbst ziehen könne So lange die Weberey mehr einträgt, oder für bequemer gehalten wird als die übrigen Handwerke, so lange werden diese fast von lauter Fremdlingen ausgeübt werden. Die ausländischen Professionisten lassen sich ihre Arbeit sehr theuer bezahlen, da sie nicht viel schlechter als alle übrigen leben wollen, und Wohnung, Holz und Lebensmittel schrecklich theuer sind. Selbst Tagelöhner erhalten täglich 24 bis 30 Kreuzer, und Dienstmädchen zahlt man in Trogen, Herisau und andern Orten 30 bis 40 fl., Bediente oder Hausknechte fordern 30 bis 40 fl. und Fabrikknechte sogar 60 bis 80 fl. Des hohen Lohns ungeachtet sind die Dienstboten so übermüthig, daß sie bey den sanftesten Vorwürfen sogleich den Dienst aufkündigen, weil sie wissen, daß sie unverzüglich anderswo unterkommen, oder sich mit Spinnen und Weben mehr

als durch den Dienst bey Herrschaften erwerben können.

Zuverlässige Männer, die eine vollkommene Kenntniß des Landes besitzen, versichern allgemein, daß zwar die Sitten beider Geschlechter nicht mehr so lauter als vormahls, aber doch lange nicht so verdorben als in Appenzell Inner-Rhoden seyen. Lange vor der Einführung der Baumwollenspinnerey und Weberey herrschte in Appenzell, wie in vielen andern Gegenden der Schweiz und des benachbarten Deutschlands ein vertraulicher Umgang zwischen jungen Personen von beiderley Geschlecht, der auch hier etwas Eigenthümliches hat, und gleich den Probenächten, dem Kilt- und Fenstergehen in andern Gegenden der Schweiz und des benachbarten Deutschlands für etwas Unschuldiges gehalten wird. — In Appenzell feyert man alle drey Monathe ein Fest, welches der Reissonntag genannt wird. An diesem Sonntage versammeln sich die jungen Leute vor dem Gottesdienste, um über einander eine gegenseitige Musterung oder Schau zu halten, und sich vorläufig zusammen zu paaren. Wenn jeder Jüngling eine Geliebte, jedes Mädchen einen Liebhaber gefunden oder wiedergefunden hat; so gehen die Mädchen in die Kirche, um sich katechisiren zu lassen. So bald

die gottesdienstliche Handlung geendigt ist, so eilen die Mädchen, denen man in der Kirche keine große Andacht zutrauen kann, in die Wirthshäuser, wohin sie von ihren Liebhabern bestellt worden sind. Hier sitzen die Junggesellen in dichten geschlossenen Gliedern hinter dem Tische, und bitten ein jeder seine Schöne zu sich, ohne im geringsten Platz für sie zu machen. Durch diese Kriegslist lassen sich die muthigen Mädchen nicht abschrecken, sondern sie ersteigen Bänke und Tische wie Festungswerke, um in die Schlachtordnung der Jünglinge einzubrechen. Die Amazonen mögen sich aber anstrengen, so viel sie wollen, so gewinnt doch eine jede weiter nichts als einen kleinen Raum zwischen ihrem Liebhaber und dessen Nachbar, wo sie sich mit genauer Noth auf die Schulter, den Arm und Schenkel des erstern niederlassen kann. In dieser Lage, die für die Träger und Getragenen gleich peinlich wäre, wenn nicht die Liebe die größten Lasten und Beschwerden leicht und angenehm machte, bleiben die Jünglinge und Mädchen bis an den späten Abend sitzen, und vertändeln die flüchtigen Stunden in Gesang und Scherzen, in Neckereyen und Liebkosungen, die durch starke Züge aus einem vielfassenden Freudenbecher befeuert werden. Wenn alle

diese süßen Vorspiele der Liebe die Herzen der Mädchen und Jünglinge bis zum heißesten Verlangen entflammt haben, so geht die Gesellschaft der Liebenden aus einander, und jeder Jüngling begleitet sein Mädchen bis in ihr Kämmerlein, wo der schmachtende Schäfer den Lohn der Minne empfängt. Nach Verlauf von zwey Monathen fragen die glücklich gewordenen Jünglinge ihre Mädchen, ob sie keine ungewöhnlichen Veränderungen an sich wahrnehmen? Wenn diese Frage mit nein beantwortet wird, so hat der Jüngling die Freyheit, seine angefangene Liebe fortzusetzen oder abzubrechen. Im entgegengesetzten Falle aber bleibt ihm weiter nichts übrig als die Nothwendigkeit, die Ehre seines schwangern Mädchens durch eine baldige Hochzeit zu retten. Weil es in Appenzell eben so häufig, als in andern Gegenden der Schweiz geschieht, daß Bauermädchen erst nach dem Verluste des jungfräulichen Kranzes Hochzeit machen; so ist deßwegen verordnet, daß die Pfarrer jede Braut bey einem Gelübde fragen müssen, ob sie mit gutem Gewissen ihr Hochzeitfest am Dinstage feyern könne? welcher Tag allen den Bräuten bestimmt ist, die sich bewußt sind, daß ihre Ansprüche auf Jungfrauschaft wenigstens nicht durch eine zu

frühe Niederkunft werden widerlegt werden. Hat eine Verlobte die Unverschämtheit, sich gegen ihren Beichtvater für etwas auszugeben, was sie nicht ist, und wird dann in der Folge durch die zu frühe Erscheinung der Erstgeburt beschämt; so wird sie für ihre Lüge sehr hart gestraft. Diejenigen hingegen, die bescheiden oder aufrichtig genug sind, etwas nicht scheinen zu wollen, was sie nicht mehr sind, erfahren keine andere Züchtigung, als daß sie sich an der Mittwoche, dem Tage verunglückter Jungfrauen, trauen lassen müssen.

Der allgemeine Geist der Betriebsamkeit oder vielmehr der Erwerbsamkeit scheint auf eine gewisse Art den erfinderischen Geist der Appenzeller erstickt zu haben, indem dieß Volk nicht mehr solche originale Köpfe aufzuweisen hat, dergleichen die Grubemanns und andere waren. Ein jeder trachtet jetzt zu sehr darnach, zu gewinnen, als daß man sich Monathe und Jahre lang mit irgend einem Meisterstücke beschäftigen sollte, das, wenn es auch gelingt, vielleicht mehr Ruhm als Vortheile verschafft. — Mit Bewunderung haben auch wir das räthselhafte Hemd gesehen, das ein appenzellischer Landmann ohne Näthe gewebt oder verfertigt hat. Dieß Hemd besitzt jetzt der Herr Landam-

man Wetter in Herisau, welchem ein reisender Liebhaber von seltnen Kunstsachen schon hundert neue Louisd'or dafür geboten hat. — Wenn aber auch die veränderte Lebensart und die einförmigen mechanischen Arbeiten die Erfindsamkeit der Appenzeller geschwächt haben, so ist wenigstens ihre Munterkeit und der allgemeine Hang zu neckenden Scherzen und beissenden Gegenantworten noch nicht merklich vermindert worden. Fröhlichkeit und Witz sind den Appenzellern diesseits der Sitter angeboren, und der letztere wird schon von der frühen Jugend an geübt und geschärft. Fast nie ist eine Gesellschaft von Appenzellern beysammen, ohne daß nicht die witzigen Köpfe auf einander Jagd machten, und gleichsam einen Wettkampf des Witzes eingingen, in welchem keiner seinem Widersacher irgend etwas übel nehmen darf. Diese beständigen Gefechte von witzigen Köpfen bringen einen auffallenden Hang zum Lachen und eine Geneigtheit hervor, alles von der lächerlichen Seite anzusehen, und besonders solche, die sich an ihnen reiben wollen, durch unerwartete trockene, aber treffende Repartien niederzuschlagen. Von dieser Frölichkeit und diesem Muthwillen der Appenzeller in den Außer-Rhoden trifft man in denen der Inner-Rho-

den keine Spur an. Diese letztern haben vielmehr das Ansehen von düstern, verschlossenen, argwöhnischen, reizbaren und eben deßwegen gefährlichen Menschen, die einen lustigen Einfall leicht anders als durch einen andern lustigen Einfall erwiedern könnten.

In keiner andern Gegend von Deutschland und der Schweiz habe ich so häufig als in Appenzell gewisse Stellungen des Körpers bemerkt, die Bequemlichkeit oder Gemächlichkeit zu verrathen, und also mit dem Charakter der Appenzeller im Widerspruche zu seyn scheinen. Man wird selten einen Haufen von Appenzellern beysammen stehend finden, ohne daß nicht alle oder die meisten die Daumen oben an der Brust in die Öffnungen der ärmellosen Wämser gesteckt hätten, gleich als wenn sie sonst ihre Arme nicht tragen könnten. Eben so allgemein ist es, daß Appenzeller, wenn sie sitzen, beide Elbogen auf den Tisch oder auf die Kniee setzen, um den Kopf darauf zu stützen.

Die Regierungsform der Appenzeller, über die ich in den letzten Tagen viel gesprochen und gehört habe, ist eine vollkommene Demokratie oder vielmehr Ochlokratie. Nichts desto weniger wird sie in und außer der Schweiz für die vollkommenste unter allen demokratischen Verfassungen Helvetiens ge-

halten, und zwar vorzüglich deßwegen, weil wegen der zahlreichen Landesgemeinde, die gegen 10000 Männer enthält, keine Bestechungen bey Besetzungen von Ehrenämtern Statt finden, und weil selbst die einträglichen Ämter, nähmlich die Landvogteyen, nicht wie in andern demokratischen Kantonen an die Meistbietenden verkauft werden. Wenn ein solches Regiment, dergleichen das in Appenzell ist, jemahls ersprießlich seyn könnte, so müßte es unter einem Volke, wie das appenzellische, seyn, wo fast alle Landleute eine ähnliche Erziehung genießen, und Bürger also von Bürgern sich freylich durch ungleiche Naturgaben und Vermögen, aber nicht merklich durch Geistesbildung und erworbene Kenntnisse unterscheiden. Allein je genauer ich die überwiegend demokratischen Verfassungen in Städten und Ländern kennen lerne, desto mehr komme ich von meiner hohen Schätzung dieser Regierungsform zurück, und desto mehr überzeuge ich mich, daß unumschränkte Demokratie eben so wenig als unumschränkte Alleinherrschaft nützlich, und daß der große Haufe eben so oft und so sehr als Fürsten und Minister unwissend, leidenschaftlich und selbst gewaltthätig und ungerecht sey. Meinen jetzigen Einsichten nach widerspricht nichts der Erfahrung und Ge-

schichte mehr als die gewöhnlichen Gemeinplätze der Freunde demokratischer Verfassungen: daß das Volk in seinen eigenen Angelegenheiten sehr richtig urtheile, und sein wahres Interesse besser als Fürsten und Obrigkeiten verstehe; daß es Männer von Verdiensten sehr gut zu unterscheiden wisse, und daß es seine Wohlthäter eben so eifrig bewundere und belohne, als es sich seinen Feinden und Verführern entgegen setze. — Die neueste Geschichte der demokratischen Kantone beweist von allem diesen das Gegentheil.

Sie, mein Werthester, werden eben so wenig als ich eine Verfassung bewundern können, in welcher nicht nur sechzehnjährige Knaben und unwissende und güterlose Menschen Gesetze geben und abschaffen, und alle Magistratspersonen wählen und entsetzen, sondern in welcher auch unwissende oder wenig begüterte Männer zu solchen Ämtern erhoben werden können, die einen gebildeten Geist, mannigfaltige Kenntnisse und besonders Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit erfordern. Ich kann ferner unmöglich eine Verfassung lieben, in welcher der Arme über den Reichen, der Unwissende über den Einsichtsvollen, der Untergeordnete über seine Obrigkeit herrscht, oder wenigstens von

dieser viel mehr Achtung und Aufmerksamkeit verlangt, als er ihr zu erweisen geneigt ist; in welcher die Obrigkeit nicht Macht genug hat, die verderblichsten Mißbräuche abzuschaffen, und die nützlichsten Anordnungen zur Erfüllung zu bringen; in welcher endlich keine hinlängliche Fonds zur Belohnung von Verdiensten und zur Errichtung der unentbehrlichsten gemeinnützigen Anstalten vorhanden sind.

Wenn es überhaupt wahr ist, daß keiner über wichtige Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurtheilen kann; so ist es eben so richtig, daß die Landesgemeinden in den demokratischen Kantonen auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in sehr vielen Fällen keine natürliche oder hinlängliche Ansprüche haben. Allein der Bauer mag einen gethanen Vorschlag verstehen oder nicht verstehen, er mag darüber nachgedacht oder nicht nachgedacht haben; so stimmt er eben so keck und vollgültig als der wohlmeinende und einsichtsvolle Patriot, der das allgemeine Beste erkennt und gern befördern möchte. Es geschieht daher in Appenzell wie in andern Bauernherrschaften nicht selten, daß die heilsamsten Gesetze und Verträge verworfen werden, weil der große Haufe zu unwissend und träge ist, als daß er das, wovon die Rede

ist, gehörig fassen oder untersuchen sollte. So ließ zum Beyspiele im Jahre 1785 der französische Hof bey der Landesgemeinde in Appenzell darauf antragen, daß man in diesem Kanton, wie in Frankreich, den Gläubigern beider Länder in Concurssachen gleiche Rechte zugestehen, und nicht wie bisher den einheimischen Gläubigern einen beleidigenden Vorzug vor den auswärtigen, wenn diese auch ältere und gegründetere Forderungen hätten, gestatten möchte. Dieser Antrag versprach den Appenzellern viel größere Vortheile als den Franzosen, weil jene öfter in Frankreich als diese in Appenzell Schuldner und Forderungen haben; allein der einleuchtenden Nützlichkeit ungeachtet wurde der Antrag doch verworfen, weil man, wie die Bauern sagten, den Franzosen nicht trauen könne. Ein ähnliches Beyspiel führt Herr Affsprung, der Lobredner der Appenzeller und ihrer Verfassung, an. Eine Magistratsperson fragte das versammelte Volk, ob man nicht zur Vermehrung der öffentlichen Einkünfte eine geringe Abgabe auf jedes Stück Leinwand bewilligen wolle, das in Appenzell verfertigt werde? Man schlug aber auch diesen Antrag ab, so notorisch es war, daß der so genannte Landesseckel nicht hinreicht, die nothwendigsten öffentlichen Aus-

gaben zu bestreiten. Der Landesseckel, der ein Capital von ungefähr 200000 fl. enthalten soll, hat keine andere Zuflüsse als Strafgelder und dann die Summen, die Fremdlinge für das Bürger- oder vielmehr Landrecht bezahlen müssen. Gewöhnlich wird dieß Landrecht an Personen, von denen man glaubt, daß sie dem Lande nützlich seyn können, für tausend Gulden verkauft.

Von einem Haufen unwissender und mit Vorurtheilen angefüllter Menschen, die größten Theils nicht fähig oder geneigt sind, die offenbarste Nützlichkeit neuer Gesetze und Verträge einzusehen, kann man eben so wenig erwarten, daß er die Ehrenämter gewöhnlich den würdigsten Bewerbern verleihen werde. Die Landesgemeinde in Appenzell wählt wie in andern demokratischen Kantonen zu Landammannen, oder Landeshäuptern und Landvögten eben so oft gemeine Bauern als Männer, die eine bessere Erziehung und Unterricht genossen haben, ohne zu bedenken, daß man mehr Fähigkeiten, Kenntnisse und Erfahrung haben müsse, als Landleute sich erwerben können, um der Würde und den Pflichten des Vorstehers eines Volks, oder eines Gesandten, oder eines Richters und Landvogts genug zu thun. Man erzählt daher auch in der ganzen

Schweiz die lächerlichsten Proben von Unwissenheit, Ungeschliffenheit und willkürlicher Verfahrungsart gemeiner Bauern, die man in den demokratischen Kantonen zu Gesandten auf die Tagesatzungen nach Frauenfeld oder zu Syndicatoren in die gemeinschaftlichen Vogteyen oder zu Landvögten erwählt hatte. Solche Bauern mögen aber so unwissend oder unfähig seyn, als sie immer wollen; so erweist man ihnen doch gewöhnlich mehr Liebe und Achtung als besser erzogenen Männern, weil sie bäurischer und vertraulicher als diese mit andern Bauern umgehen können. Manchmahl entsetzt man würdige Magistratspersonen, weil man mit ihren Verwandten unzufrieden ist, oder weil man andern, die um ihre Würde schon einige Mahle angehalten haben, keine abschlägige Antwort geben mag.

Weil die Appenzeller ihre Freyheit vorzüglich darin setzen, daß sie keine öffentliche Abgaben zahlen, und die Landeskasse nur kaum zur Bestreitung der geringen Besoldungen, der Tagegelder von Gesandten und ähnlicher öffentlichen Kosten hinreicht; so fehlt es durchaus an Mitteln, die Lage der Prediger und Schulmeister zu verbessern, die nicht leicht in einem Lande trauriger seyn kann. Die Prediger haben außer etwas Holz

und unbedeutenden Vortheilen höchstens drey hundert Gulden Besoldung, und die Schulmeister nicht einmahl die Hälfte, und dieses in einem Lande, wo es theurer als in den meisten deutschen Städten ist, und wo selbst der gemeine Bauer und Weber einen großen Aufwand macht. Nur wenige Gemeinden haben die Einkünfte ihrer Prediger etwas verbessert; andere hingegen haben es ihren Pfarrern abgeschlagen, weil es die Gemeinde nicht ertragen möge. Bey so geringen Belohnungen werden es die Ältern immer weniger der Mühe werth finden, ihren Kindern eine kostbare Erziehung zu geben. Mit der vernachlässigten Bildung der Geistlichen wird nothwendig das Ansehen der Religion so wie der Unterricht des Volks und der Jugend noch immer mehr verlieren, als sie bisher schon verloren haben, und wahrscheinlich wird in gleichem Verhältnisse die Zahl der Personen wachsen, die gar keinen Gottesdienst besuchen, und die jetzt schon in so großer Menge in Appenzell vorhanden sind, daß man sie mit dem Nahmen der Sonderlinge oder der Tannhägler belegt hat.

Eben die öffentliche Armuth und die aus Unwissenheit entstehende Sorglosigkeit, die bisher die Verbesserung der öffentlichen Lehr-

anstalten hinderte, machte auch die Errichtung eines oder mehrerer Kornmagazine unmöglich, die kein Land in der ganzen Schweiz mehr brauchte als Appenzell Außer-Rhoden, weil kein anderes Land so stark bevölkert ist, und zur Ernährung seiner Einwohner so wenig hervor bringt. Dieser Mangel von Vorrathshäusern würde unverzeihlich seyn, wenn auch nicht die schrecklich belehrenden Jahre 1771 und 1772, die in Appenzell so große Verwüstungen wie in irgend einem andern Kanton anrichteten, in so frischem Andenken wären. Ein anderer nicht geringerer Vorwurf, den man den Appenzellern der Außer-Rhoden mit Recht machen kann, ist dieser, daß sie nicht durchs ganze Land so bequeme und fahrbare Wege, wie der von St. Gallen nach Herisau ist, gebaut haben. Solche Wege ließen sich in Appenzell eben so leicht oder noch leichter als in den Gebirgen von Neufchatel anlegen, die man jetzt fast so bequem als die ebensten Länder in leichten Wagen durchreisen kann. Getreide, Wein, Obst, Gemüse und alle übrigen Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens würden beträchtlich wohlfeiler werden, wenn man nicht alles auf Saumrossen oder auf dem Rücken von Trägern ins Land bringen müßte.

Wenn Appenzell einmahl sein eigenes wahres Bestes genug einsieht, um Kornhäuser und bequeme Wege zu bauen; so wird es wahrscheinlich auch daran denken, ein oder mehrere Zucht- und Werkhäuser anzulegen, die aus verschiedenen Ursachen schon lange nöthig gewesen wären. Man hatte bisher in Appenzell wie in andern schweizerischen Freystaaten die Gewohnheit, solchen Verbrechern, die zu gröblich sündigten, als daß man sie bloß mit Geld oder durch eine kurzdauernde Einsperrung strafen konnte, die aber in andern Ländern nicht am Leben gestraft worden wären, kurz und gut den Kopf abzuschlagen, weil man nicht wußte, was man sonst mit ihnen anfangen sollte. Zu solchen Ungerechtigkeiten würde man nicht mehr gezwungen seyn, wenn man gefährliche, aber nicht todeswürdige Verbrecher Zeitlebens oder doch wenigstens auf viele Jahre in Zuchthäusern arbeiten lassen könnte. Noch nothwendiger aber wären Werk- und Zuchthäuser zur Ausrottung hartnäckiger und unverschämter Bettler, deren in dem reichen und betriebsamen Appenzell sehr viele sind. Die einheimischen Bettler bitten nicht, sondern sie fordern geradezu, als wenn die reichen Mitbürger ihre Schuldner wären. Auch flehen sie nicht etwa um Brot oder Kleidung

oder Erquickung für sich oder ihre kranken Kinder und Weiber, sondern sie verlangen Geld zu Aderlässen, zur fröhlichen Feyer von Festtagen, zur Anschaffung von Kleidern und Betten, oder wohl gar zur Erbauung von Häusern. Reiche Appenzeller haben eben so wichtige Ursachen, diese Bettler zu schonen und zu befriedigen, als die vornehmen Griechen und Römer hatten, ihre hungrigen Clienten zu füttern. Wenn ein reicher Mann es wagte, einem zudringlichen Bettler so zu begegnen, wie er es verdiente; so würde ein solcher Schreyer ihn im ganzen Lande zu verrufen trachten.

Nach allem, was ich in und außer dem Lande gehört habe, ist die Gerechtigkeitspflege in Appenzell nicht besser als die Polizey. Ein Urtheil mag so rechtskräftig seyn, als es will; so kann man, wie es heißt, eine ganz entschiedene Sache immer von neuem anhängig machen. Auf diese Art haben prozeßsüchtige und eigensinnige Reiche es in ihrer Gewalt, andere weniger Reiche durch die Länge und Erneuerung von Prozessen zu Grunde zu richten oder so zu ermüden, daß sie sich auf die von den Gegnern vorgeschriebenen Bedingungen vergleichen müssen. Noch viel willkürlicher aber als die Behandlung von Civilsachen soll das Verfahren der Rich-

ter in peinlichen Fällen seyn. Da die Richter meistens zu unwissend sind, um Delinquenten durch geschickte Fragen und eifrige Nachforschungen und Vergleichungen zum Geständnisse zu bringen, und andere Gottesurtheile sich nicht mehr anwenden lassen; so braucht man die einzige übriggebliebene Gottesprobe, die Tortur, deren man sich in allen freyen Staaten des Alterthums gegen Mitbürger nicht anders als bey sehr wahrscheinlichen Anklagen des Hochverraths bedienen durfte, um desto kräftiger, und foltert die Gefangenen so lange, bis sie alles gestehen, was sie gethan und nicht gethan haben. Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir folgende Geschichte, bey welcher ein jeder Deutscher sich freuen muß, daß er nicht in einem Lande lebt, wo die Gesundheit und das Leben der Menschen in der Willkür unwissender und hartherziger Richter sind. Einst wurde in Appenzell ein Delinquent einige Stunden vergebens gefoltert, ohne daß er das, was man von ihm erwartete, aussagte. Als der Unglückliche endlich seine Thaten gestand, ward der Vorsitzer der peinlichen Untersuchung durch die bewiesene Hartnäckigkeit des Schuldigen, und die dadurch seiner erhabenen Person verursachte Mühe und Zeitverlust, so aufgebracht, daß er im

Tone des gereiztesten Zorns sagte: Weil du mich heute Morgen so lange cujonirt hast, so will ich dich heute Nachmittag wieder cujoniren: welche Drohung nicht bey bloßen Worten blieb, indem der Delinquent seines Geständnisses ungeachtet Nachmittags von neuem gefoltert wurde. Ich wünsche von Herzen, daß diese Geschichte erdichtet oder übertrieben sey; wenn man aber das Innere von manchen Freystaaten kennt, so kann man nicht umhin, solche Erzählungen wahrscheinlich zu finden, wenn sie auch nicht gegründet sind.

Vielleicht habe ich Sie schon zu lange mit politischen Nachrichten und Bemerkungen unterhalten. Ich breche daher ab, und füge zum Beschlusse nur noch einiges über den Ort hinzu, wo wir heute und gestern gewesen sind.

Gaiß liegt unter allen Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden am höchsten oder wenigstens den höchsten Gebirgen des ganzen Appenzellerlandes am nächsten. Wegen dieser Lage wird die Luft in Gaiß für eine der gesundesten in der Schweiz gehalten, und diese gesunde Luft so wie die Nähe der höchsten Alpen hat schon seit vielen Jahren in den Sommermonathen aus allen Gegengen Helvetiens Personen herbey gelockt, die

durch das Trinken von Molken ihre Gesundheit stärken oder wieder herstellen wollen. In dem gegenwärtigen Jahre waren schon über 170 Gäste angekommen, unter welchen sich freylich einige Durchreisende fanden. Man darf in Gaiß eben so wenig als in andern schweizerischen Bädern oder Curörtern die Bequemlichkeit und Schönheit von Wohnungen, die treffliche Bewirthung, die schönen Spaziergänge und andere Anstalten zum Vergnügen von Fremden suchen, die man in unsern deutschen Bädern antrifft. Wenn ich um meiner Gesundheit willen nach Gaiß gehen müßte, so würde ich entweder bey dem Arzte oder bey dem Pfarrer wohnen, die beide sehr vernünftige Männer sind, und gute und geräumige Zimmer haben. Im Gasthofe hat man freylich den Vortheil, daß man die gemeinschaftliche Mittags- und Abendtafel besuchen kann, ohne seine Wohnung zu verlassen; allein dieser Vortheil, der bey schlechtem Wetter nicht geringe ist, wird zu theuer durch die Unruhe erkauft, die in dem hölzernen allenthalben wiedertönenden Wirthshause herrscht. In diesem Wirthshause sind die Möbeln eher schlecht als mittelmäßig, und Treppen, Gänge und Böden nicht so reinlich als sie seyn sollten; noch weniger aber gefällt mir das Essen, das

nicht allein nicht schmackhaft, sondern auch meistens nicht mürbe gekocht und gebraten, und fast immer zu fett oder auf eine solche Art gewählt ist, daß der Magen von kränklichen Personen es schwerlich verdauen kann.

Die Molken, die man hier trinkt, werden aus der Milch von Ziegen gemacht, die an den steilsten Abhängen und den höchsten erreichbaren Höhen des hohen Mesmers oder Sentis weiden, wohin man mit Kühen nicht mehr kommen kann. Man schätzt die Ziegenmolken vom hohen Mesmer vor allen andern, weil die Alpenkräuter nirgends kräftiger und größer als an diesem appenzellischen Gebirge seyn sollten. Die Molken werden an jedem Morgen von Hirtenknaben drey bis vier Stunden weit nach Gaiß getragen, und sind in hölzernen Gefäßen so fest und sorgfältig verwahrt, daß sie in Gaiß eher heiß als warm ankommen. Die Curgesellschaft war so gütig, uns zum Molkentrinken einzuladen. Ich nahm einige Gläser, unter welchen aber das erste noch so heiß war, daß ich es nicht hinunter bringen konnte. Die Molken sind so lauter und besonders so süß, als ich noch nie welche getrunken habe. Man behauptet hier, daß diese Molken nicht bloß den Leib öffnen, verborgene Verstopfungen heben, das Blut versüßen und der Brust

wohl thun, sondern daß sie auch heiß und in großer Menge getrunken, den Magen und die übrigen Eingeweide stärken, und den Appetit schärfen. Man trinkt gewöhnlich zehn und noch mehrere Gläser, und zwar ungefähr in eben den Zwischenräumen, in welchen man den Pyrmonter oder Meienberger Brunnen zu trinken pflegt. Während des Trinkens geht man vor den Häusern spazieren, wo man aber keinen Schatten und nicht einmahl einen weichen und geebneten Gang findet. Bey schlechtem Wetter sind die Trinkenden auf den Speisesaal und die Gänge des Gasthofes oder auf den Lehrsaal des Pfarrers eingeschränkt.

Nachdem wir heute Morgen eine kleine Probecur gemacht hatten, so gingen wir unter der Anführung des Herrn Hauptmanns Locher von Zürch auf den Sommersberg, der das Thal von Gaiß nach Osten gegen das Rheinthal schließt, oder vielmehr nur zu verschließen scheint. Wir brauchten eine gute Stunde, um auf die Höhe dieses Berges zu kommen, wo wir eine große Sennerey fanden, und zugleich bemerkten, daß so wohl die Weiden als die Wiesen oder wenigstens die Plätze, auf welchen man Heu sammelt, sorgfältig mit kleinen Haufen von Mist gedüngt waren, die in einiger Entfernung wie Maul-

wurfshügel aussahen. Vom Sommersberge entdeckt man an der rechten Hand die Kapelle am Stoß, die man an dem Schlachtfelde erbaut hat, wo die Appenzeller im Jahre 1428 einen entscheidenden Sieg über den Bischof von St. Gallen und dessen Verbündete erfochten. Wenn der Blick von oben herab nicht trügt, so ist hier der Abhang des Gebirges so sanft und die Öffnung zwischen dem Sommersberge und dem gegenüberstehenden so groß, daß mehrere Regimenter zugleich in geschlossenen Gliedern eindringen könnten. Dieser und anderer ähnlichen Thore ungeachtet, welche die Natur selbst in ihr Land geöffnet hat, bilden sich die Appenzeller und übrigen Bergschweizer ein, daß sie mit unübersteiglichen Bollwerken gegen alle feindlichen Anfälle geschützt seyen. Bey dieser, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, glücklichen oder unglücklichen Sicherheit kommt es ihnen gar nicht in den Sinn, daß wenn sie auch alle Eingänge und Bergklüfte verschließen könnten, selbst viele von ihren Bergen einer geübten Infanterie leichter zu ersteigen wären als die Mauern und Wälle von großen Festungen, die mit Hunderten von Kanonen und mit vielen Tausenden von tapfern Kriegern besetzt sind. So groß aber das Zutrauen ist, welches die Landleute in der gebirgigen Schweiz zu sich selbst

und ihrem Lande haben, so glaube ich doch nicht, daß es viele Regimenter von deutschen Grenadieren und Jägern brauchte, um mit allen demokratischen Kantonen in einem Sommer fertig zu werden.

Wir lagerten uns an dem Rande des Sommersberges hin, wo wir das Rheinthal, den Lauf des Rheins bis an seine Mündung in den Bodensee, die Grafschaften Montfort und Fürstenberg und dann die hohen Gebirge auf der deutschen Seite unter und vor uns hatten. Der erste Blick auf den jugendlich daher brausenden Rhein entzückte mein deutsches Herz; allein auch nur der erste Blick kann selbst einem Deutschen oder einem jeden andern unterrichteten Reisenden erfreulich seyn, dem der Rhein in allen Gestalten interessant ist, weil an diesen Nahmen die Bilder vieler großen Thaten und wichtigen Begebenheiten der edelsten und berühmtesten Völker geknüpft sind. Die Jugend des Rheins ist lange nicht so schön als sein reiferes männliches Alter. Das breite, mit dürren Kiesbänken angefüllte Bett und die öden mit sumpfigen Weiden begrenzten Ufer zeigen allenthalben, daß seine Jugendkraft mehr zerstörend als wohlthätig sey. Erst nachdem er seine unbezähmbare Wildheit im Bodensee abgelegt hat, und in reiner und ruhiger Majestät die deut-

schen Ufer begrüßt, erst dann fängt er an seine Segnungen über ganze Länder und Völker auszuschütten. Das Bett und die Ufer des Rheins waren eine Hauptursache, warum das Rheinthal auf mich lange nicht den Eindruck machte, den ich erwartet hatte. Auch konnte das Auge nicht unterscheiden, ob die Wälder, die man an dem Fuße der Gebirgkette wahrnahm, bloße Wälder von Laubholz oder von Obstbäumen seyen, wie sie wirklich sind, und durch eben diese zweydeutigen Wälder wurde ein großer Theil der Örter und Wohnungen versteckt. Die gegenüberliegenden Gebirge hatten sich, einzelne Spitzen und Seiten ausgenommen, in dichte Wolken gehüllt, die aber durch die Strahlen der hohen Morgensonne so weiß und blendend wurden, daß man ihren Anblick eben so wenig lange ertragen konnte, als wenn die Berge mit frisch gefallenem Schnee bedeckt gewesen wären.

Nachdem wir uns auf dem weichen Rücken des Sommersberges erhohlt hatten, so stiegen wir an der nördlichen Seite hinab, durchwateten die sumpfigen Wiesen, die den Sommersberg vom Gäbris- oder Gaißberge scheiden, und eilten, so sehr es die Hitze des Tages erlaubte, der obern Fläche des letztern zu. Die Aussicht von der Höhe des Gäbris

fanden wir alle nicht bloß ausgedehnter, sondern auch mahlerischer als die vom Sommersberge. Man überschaut das ganze Appenzell Außer-Rhoden, und das geschärfte Auge entdeckt sehr deutlich einen Theil des Bodensees sammt seinen Ufern. Am liebsten verweilten wir auf der Landschaft, die zunächst vor uns ausgebreitet war. Es kann kaum im Appenzellerlande diesseits der Sitter einen vortheilhaftern Standpunkt geben, von welchem man den Lauf, die Höhe und den Zusammenhang der appenzellischen Gebirge, die Windungen und Öffnungen der Thäler, die Lage und Größe der Gemeinden und den Zug und Umfang von Wäldern so deutlich als vom Gäbris übersehen kann; und hier wäre der rechte Platz, um die Grundlage zu einer der Pfyfferischen ähnlichen Charte von Appenzell Außer-Rhoden zu entwerfen. Der Blick umfaßt beynahe auf ein Mahl den ganzen Raum zwischen Herisau und der Gemeine Wald, zwischen welchen Örtern man Speicher, Teufen, Bühler, Rehtobel, Trogen und mehrere andere Gemeinden in ungleichen Höhen und abwechselnden Lagen erblickt. Die Bleiche bey Herisau, die von der Sonne beschienen wurde, leuchtete uns viel heller als der Flecken selbst entgegen. Die herannahende Mittagsstunde erinnerte uns an den Rückweg, den

wir an den steilen Seiten des Berges mehr fliegend als gehend in kurzer Zeit zurück legten.

Aus dem Pfeffersbade oder aus Chur schreibe ich wieder an meine Frau, und lege alsdann die fortgesetzte Beschreibung unserer Reise bey. Ich bin u. s. w.

Fünfter Brief.

Sennwald in der Grafschaft Sax,
am 1. Aug. 1788.

Noch einen solchen Tag, liebster Freund, wie der heutige, und wir sind zu Grunde gerichtet! Es ist, glaube ich, kaum möglich, an einem Tage mehr Großes und Schreckliches zu sehen, mehr Freude und Angst zu empfinden, als wir heute gesehen und empfunden haben. Jetzt, da alles überstanden ist, möchte ich mir den heutigen Tag, wahrscheinlich den reichhaltigsten, den ich auf meiner Reise zubringen werde, nicht um vieles abkaufen lassen. Allein man könnte mir zehn Mahl mehr bieten, als um welches ich meine heutigen Beob-

achtungen und Erfahrungen hingeben möchte, ohne daß ich mich bewegen ließe, die Wege, die ich heute gemacht habe, noch ein Mahl zurück zu legen. Ich bildete mir gestern noch ein, ein nicht ungeübter Bergsteiger zu seyn; heute hingegen habe ich einen großen Theil des Zutrauens zu mir selbst verloren, und ich schätze mich nun als Alpgänger gewiß nicht höher, als ich es verdiene. Hören Sie die lustigtraurige Geschichte dieses Tages, wenn ich anders Kraft genug übrig behalte, sie Ihnen erzählen zu können.

Gestern entschlossen sich von der Curgesellschaft in Gaiß neun Herren und drey Frauenzimmer, alle Schweizer und Schweizerinnen, mit uns den hohen Camor zu besteigen, über welchen wir der herrlichen Aussichten wegen unsern Weg in die Grafschaft Sax nehmen wollten. Um so früh als möglich auf den Camor zu kommen, und so wenig als möglich, von der Hitze zu leiden, verabredeten wir uns heute Morgen um drey Uhr von Gaiß aufzubrechen. Damit diese Verabredung nicht bloßer Vorsatz bleiben möchte, so wurden gestern Träger und Führer bedungen, Wein und kalte Küche eingepackt, und dem Hausknechte der Befehl gegeben, uns alle um zwey Uhr aufzuwecken. Alles geschah, wie wir es uns vorgenommen hatten. Schon um halb drey

Uhr saß die ganze Gesellschaft im Speisesaale beym Frühstücke, und um drey Uhr traten wir unter einem schönen Morgengesange unsere Reise an. Als wir ausgingen, war die Dämmerung noch so grau und das junge Tageslicht so schwach, daß wir das, was zunächst vor unsern Füßen war, nicht genau unterscheiden konnten. Der Weg ging Anfangs über niedrige Wiesen, die nur von schmalen Fußsteigen durchschnitten waren, oder über wenig betretene waldige Hügel, und wir mußten daher in einer langen Reihe einer hinter dem andern herwandeln. Das hohe Gras war vom Thau und vom vorgestrigen Regen so feucht, daß wir schon in der ersten Viertelstunde nasse Füße bekamen. Wir machten bey dem ersten Hause in Appenzell Inner-Rhoden, das wir antrafen, Halt, um unsere Träger ein wenig ruhen zu lassen. Gleich hinter diesem Hause ging es einen steilen Berg hinan, der je höher je mehr mit fettem und dichtem Grase bewachsen war. In diesem Grase wurden unsere Strümpfe bis an die Waden fast eben so schwarz als unsere Schuhe gefärbt: welche Unbequemlichkeit man aber gleich vergaß, wenn man den Zustand unserer muthigen Begleiterinnen ansah. Von diesem ersten Berge konnten wir Appenzell vortrefflich übersehen, das viel größer ist, als ich mir das-

selbe vorgestellt hatte, aber auch gleich den Gemeinden in Appenzell Außer-Rhoden aus lauter zerstreuten Häusern besteht. Die schönen Bergwiesen, die uns so durchgeweicht hatten, hörten bald auf. Der Fußsteig wurde immer rauher oder auch sumpfig, und die Gegend öder und verlaßner. Am traurigsten war sie da, wo man das Wildkirchlein am besten betrachten konnte. Dieß Wildkirchlein ist eine kleine einsame Kapelle, die in eine Kluft des hohen Mesmers über einem gräulichen Abgrunde erbaut ist, und neben welcher ein Waldbruder gewohnt hat. Nach langem und mühseligem Klettern erreichten wir zwischen acht und neun Uhr die Höhe des Berges, den wir für einen beträchtlichen Absatz des Camors gehalten hatten; allein es zeigte sich leider bald, daß wir an diesem Berge auf einem engen und schnellabschießenden Fußsteige hinab gehen, und dann gleich eine nicht weniger steile und mit großen Steinen überworfene Anhöhe wieder hinan klimmen mußten. Hier fing die Gesellschaft an stiller zu werden, und sich mehr als vorher zu zerstreuen, weil man nachgerade weder Unterhaltung bedurfte, noch geben konnte, und auch nicht alle von der Gesellschaft mit gleich starken Schritten vorwärts gingen; doch waren die Frauenzimmer nie die Letzten des Zuges. Ge-

gen zehn Uhr langten wir auf dem kleinen Camor bey den Sennhütten an, in welchen die Hirten und Sennen der am Camor weidenden Herden wohnen, und wo wir uns vorgenommen hatten, unser Mittagmahl zu halten. Die Sennen sahen eher Räubern als Schäfern ähnlich. Ihre Wäsche und Kleidungsstücke waren eben so schmutzig, als ihre Gesichter, Arme und Beine schwarz gebrannt und ihre Hütten häßlich und rauchig waren. Die letztern waren kaum zugänglich wegen der ekelhaften Pfützen, die von dem sich täglich versammelnden Vieh ausgetreten, und nach einem heftigen Regen mit Schlamm und Mistwasser ausgefüllt werden. So abschreckend und unarkadisch aber die Hirten und ihre Wohnungen waren, so reinlich und köstlich waren ihre Milch und besonders ihre Bergbutter. Das Ausruhen der meisten unter uns bestand bloß darin, daß wir nicht gingen; denn der Rasen war zu kalt und feucht, als daß sehr erhitzte Personen es hätten wagen dürfen, sich niederzusetzen. Selbst die Frauenzimmer fanden auf unsern Felleisen kaum Platz genug, um sich mit einiger Bequemlichkeit niederzulassen. Während des Essens verbarg sich die Sonne, und an den nahen Bergen flogen leichte Nebel vorbey, die uns für den übrigen Tag nicht das Beste hof-

fen ließen. Unsere Sennen wollten uns zwar nicht allen Muth benehmen, sie sagten aber doch, daß es gegen Mittag regnen könne. Diese Befürchtungen machten, daß wir die Reste unserer Speisen desto schneller zusammen packen ließen, und uns bald wieder auf den Weg machten. Der hohe Camor war gegen eilf Uhr erstiegen, allein auf dieser so mühsam erklimmten Höhe sahen wir zu unserer größten Bestürzung, daß alle Thäler und niederen Berge mit einem tiefen Nebelmeere bedeckt waren, in welchem die Wolken, wie die Wogen des Oceans gegen einander getrieben wurden. Ohne sich also weiter aufzuhalten, gingen die Führer der Gesellschaft auf den hohen Kasten los, auf dessen Scheitel ein drohendes Regenwetter oder gar Gewitter zu ruhen schien. Ich und einige andere folgten unsern eilenden Vorgängern in einer gewissen Entfernung nach, weil wir sahen, daß wir bey dem nahe scheinenden Regen gleich wenig Schutz finden würden, wir möchten vorwärts oder rückwärts gehen. Als wir an den Fuß des hohen Kastens kamen, entstand auf ein Mahl ein gewaltiges, nicht unharmonisches Geläute, welches die Hirten mit den großen Glocken machten, womit sie die Herden leiten und ihnen Zeichen geben. Die raschesten unter unsern Kletterern wählten den

kürzesten und steilsten Weg, der über schmale Felsrücken an schauderhaften Tiefen vorbey führen soll. Die meisten von unserer Gesellschaft, und unter diesen auch ich, nahmen einen kleinen Umweg, um dem hohen Kasten von der Seite beyzukommen, wo die Herden hinauf und hinab getrieben werden. Hier aber am Fuße des hohen Kastens verließen mich Muth und Kräfte zu gleicher Zeit. Ich sah meine Freunde ohne Sehnsucht den steilen und gefährlichen Abhang hinan steigen, und suchte mir einen Platz aus, wo ich mich eine Zeit lang sicher hinsetzen könnte, ohne in Gefahr zu kommen, das vom Rhein durchströmte Thal hinab zu fallen, das sich in unabsehlicher Tiefe gleich dem Schlunde des Verderbens unter meinen Füßen öffnete, indem der Camor nach der Grafschaft Sax hin fast wie eine senkrechte Wand abgeschnitten ist. Als ich eine Ruhestätte gefunden hatte, sank ich bald in einen Mittelzustand von Wachen und Schlummer, in welchem sich meine Kräfte so schnell erneuerten, daß ich mich nach wenigen Minuten stark genug fühlte, der übrigen Gesellschaft nachzusteigen. Ich arbeitete mich in kurzer Zeit an dem furchtbaren Abhange des hohen Kastens hinauf, der mir vorher selbst an der Hand eines Führers zu gefährlich vorgekommen war. Ich mußte aber stets über

meine Augen wachen, denn ein einziger neugieriger oder ängstlicher Blick in das Thal hinter mir würde mich vielleicht schwindeln und fallen gemacht haben.

Als ich oben ankam, und alle Berge entschleyert, alle Thäler entnebelt und die zahllosen Wunder der Schöpfung vor mir entfaltet sah, ergrimmte ich gegen mich selbst, daß ich mir beynahe selbst durch die Nichtanstrengung meiner letzten Kräfte das prächtigste Schauspiel geraubt hätte, das nur ein sterbliches Auge entzücken kann. Keines Menschen Zunge vermag die Empfindungen des Erstaunens, des Entzückens und selbst des Entsetzens zu erzählen, die durch die Aussichten vom hohen Kasten erregt werden, und keine menschliche Hand das unermeßliche Naturgemählde zu fassen, das nach allen Seiten hin um eben diese Höhe ausgebreitet ist. Vielleicht aber lassen die schwachen Züge, die ich aus dem erhabenen Ganzen ausheben, und die Umrisse, die ich davon zeichnen kann, wenigstens einiger Maßen das ahnden, was in mir und meinen Freunden vorgegangen ist.

Der hohe Kasten ist ein ungeheures, nach drey Seiten senkrecht abgeschnittenes Felsgerüste, welches die Natur auf den Rücken des hohen Camors hingesetzt, und gleichsam als einen Thron oder als eine Warte für ihre

Freunde und Bewunderer erbaut hat. Dieser Felsstock steht nicht nur ganz frey, sondern hebt sich auch über alle übrigen näheren Berge empor, den hohen Mesmer oder Sentis ausgenommen, der gegen Nordwesten die Kette der Appenzeller Gebirge schließt. So steil auch die einzige zugängliche Seite des hohen Kastens ist, so wird doch in den Sommermonathen eine Herde von funfzig Kühen hinauf getrieben, unter welchen aber auch nicht selten eine oder die andere fallen und sich zerschmettern soll. Gegen Norden oder Appenzell hin erregt der Blick in das untere Thal ein solches Entsetzen, daß man das Auge erst eine kurze Zeit mit der schrecklichen Tiefe bekannt machen muß, bevor man sich der Aussicht, die nach dieser Seite am weitesten und herrlichsten ist, mit Sicherheit erfreuen kann. Der Flecken Appenzell liegt dem Seher gleichsam vor den Füßen, und der entferntere Flecken Gaiß drängt sich dem Auge so entgegen, daß man bekannte Häuser von andern unterscheiden, und selbst Hausgeräth, daß man hier und da zum Fenster heraus gehängt hatte, erkennen konnte. Scharfe oder bewaffnete Augen entdeckten sehr deutlich das schimmernde Becken des Bodensees, und, was mein Erstaunen bis auf den höchsten Grad hob, sogar das Bergschloß Hohentwiel sammt den

Trümmern, die auf einem dem Hohentwieler Felsen nahe stehenden Berge liegen. Nachdem ich mich an dem Anblicke der lachenden Thäler und Alpen des Appenzellerlandes geweidet, den Lauf der Sitter verfolgt, die Lage der Örter mir eingeprägt und das Vaterland meines Freundes Spittler gegrüßt hatte, so heftete ich meinen Blick auf das einzige Schneegebirge in Appenzell, den hohen Sentis, dessen verschiedene Zacken und Hörner durch verschiedene Nahmen unterschieden sind. Dieß Gebirge erschien uns jetzt viel gewaltiger und mit größern Gletschern und Schneelasten belegt, als wir vom Thale aus vermuthet hatten, und wir bewunderten um desto mehr den Muth und die Kräfte der Frau Zunftmeisterinn Ott von Zürch, die diesen Eisberg vor kurzem bestiegen und sich an Örter hingewagt hatte, wohin einer ihrer Führer, der uns begleitete, nicht hatte folgen wollen. Gegen Morgen und Mittag übersahen wir den ganzen Lauf des Rheins, wie er in unbestimmlicher Ferne aus einer engen Bergkluft heraus zu kommen schien, und seine von der Sonne erleuchteten Fluthen gegen den Bodensee zu wälzte. Noch mahlerischer als der Rhein war die Ill, die sich wie ein silberner Faden durch das hohe schnell absinkende Vaduzerthal schlängelnd herab zog. An den Bergket-

ten, die gegen die Quellen der Ill und des Rheins fortlaufen, und die wir tief bis nach Graubündten und Tyrol hinein überschauen konnten, waren noch viele Spitzen mit Schnee bedeckt.

Erschöpft von anhaltender Betrachtung, und gesättigt durch den vollsten Genuß der großen Natur, kehrten wir auf den hohen Camor zurück, und lagerten uns an der rechten Seite des hohen Kastens, wo wir eine freye Aussicht in die Appenzeller Thäler hatten. Die Hungrigen fingen wieder an zu essen, die Durstigen zu trinken, und die Trinkenden sangen bald frohe, bald rührende Schweizerlieder aus Lavaters Sammlung, die fast in der ganzen deutschen Schweiz als Volkslieder gesungen werden, und allenthalben wie in Appenzell die alten Volksgesänge zu verdrängen anfangen. Wir tranken endlich gegen halb zwey Uhr das letzte Glas zum Lebewohl, gelobten uns gegenseitig, unsers vergnügten Beysammenseyns auf dem hohen Camor nie zu vergessen, und schieden dann von einander. Die Gesellschaft aus Gaiß nahm den nächsten Weg nach Appenzell die Bergwand hinab, an deren oberstem Rande wir zuletzt geruht hatten, und wir fingen unsern Lauf unter der senkrechten über unsere Häupter

hangenden Felsmauer des hohen Kastens an. Wir bereuten es nur zu bald, daß wir auf das Zureden des alten Appenzellers, der unsern Vorrath von Wein und Speisen getragen hatte, und den wir nach Sennwald mitnehmen mußten, weil unsere St. Gallischen Träger der Gegenden nicht kundig genug waren, daß wir statt des gewöhnlichen Pfades, der an der nördlichen Seite des Camors in das Rheinthal und die Grafschaft Sax führt, einen Weg gewählt hatten, der uns alle in die größten Gefahren und in noch größere Angst versetzte. Weil wir bey der Erwähnung des neuen und kürzeren Weges, den der Appenzeller uns führen wollte, gleich fürchteten, was nachher wirklich geschah, so widersetzten wir uns dem Vorschlage des Mannes sehr lange, und gaben nicht eher nach, als bis er uns zu wiederhohlten Mahlen versichert hatte, daß auch unerfahrne und ängstliche Berggänger gar nichts zu fürchten hätten.

Wir waren noch keine fünf Minuten gegangen, als der Fußsteig, dem wir Anfangs gefolgt waren, zusehends schmäler wurde, und gleich darauf ganz aufhörte. So bald wir dieses bemerkten, wollten wir umkehren; allein unser Führer war so weit voraus gegangen, und ging noch immer so rasch

vorwärts, daß wir ihn gar nicht abrufen, wenigstens nicht zum Umkehren bewegen konnten. Wir mußten also folgen, wir mochten wollen oder nicht, so wenig auch schon der Anfang des Weges mit den Versicherungen und Beschreibungen des Appenzellers überein kam. Wir wandelten im eigentlichsten Verstande auf dem äußersten Saume oder Rande eines Abhangs, der sich in einem steilen Falle wenigstens 2000 Schuh hinab senkte, ohne daß das Auge auch nur einen Baum oder ein Gesträuch entdeckte, woran es sich hätte halten können. Der Saum der Alp, auf welchem wir fortgingen, war um desto bedenklicher, da er sich nach zwey Richtungen, seitwärts und vorwärts, neigte, und mit dichtem Grase überwachsen war, auf welches wir mit unsern schon vorher abgeglätteten Schuhen keinen sichern Tritt thun konnten. Auch war es nicht möglich, uns von dem gefährlichen Rande der in das Appenzellerthal hinabschießenden Alp zu entfernen, weil an der linken Seite und längs der Felswand des hohen Kastens ein Haufen von großen und ungleichen Steinen lag, die sich am Fuße dieses Felsgerüstes seit Jahrhunderten gesammelt hatten. Der Blick in das Thal zur Rechten war so Schwindel erregend und das Wandeln auf dem tro-

ckenen Grase so ungewiß, daß ich nicht im Stande war, meinen Weg aufrechtgehend fortzusetzen. Ich stieß daher bey jedem Schritte meinen Alpstock gegen den Abgrund hin in die Erde, und an der linken Seite hielt ich mich an die Steine oder Gräser, die ich packen konnte. So schleppte ich mich fort bis an die Stelle, wo die Felswand des hohen Kastens aufhörte. Hier dachten wir gewiß, daß der Weg sich wenden oder doch weniger gefahrvoll als bisher werden würde, allein zu unserm größten Entsetzen fanden wir an der linken Seite einen Abgrund, der eben so tief und noch viel steiler und schrecklicher als der Abhang an der rechten war. Der Berg, auf welchem wir standen, war an der linken Seite eingefallen, und bildete da, wo wir zuerst hinab sahen, einen gräßlichen, hundert bis hundert und funfzig Klafter tiefen, fast senkrechten Absturz, dessen Oberfläche aus lockerer, gleichsam rinnender Erde und großen Felsstücken bestand, die an den Stellen, wo sie lagen, nur zu hangen oder zu schweben schienen. Bey diesem Anblicke war es Spittlern und mir nicht länger möglich, stehen zu bleiben, noch viel weniger zwischen den beiden Abgründen an dem schiefen Rande des einen fortzugehen oder nur fortzukriechen.

Wir setzten uns daher nieder, wodurch wir wenigstens die Aussicht in die Tiefe an der linken Seite verloren, und rutschten, so schnell wir konnten, über den nicht immer sanften Boden hinab. Mit der einen Hand hielten wir uns im Grase, und mit der andern klammerten wir uns an einen unserer Träger oder jungen Freunde, die uns zur Seite gingen, aber nicht selten ausglitschten, und dann von uns gehalten werden mußten. Nachdem wir eine gute Viertelstunde gerutscht waren, thürmte sich uns ein unersteiglicher und unumgehbarer Fels entgegen, und unser Appenzeller kündigte uns an, daß wir jetzt an dem Abhange hinunter müßten, dessen Anblick wir bisher nicht einmahl hatten aushalten können. Bevor wir den scheußlichen Weg antraten, hatten wir ein tödtliches Schrecken, indem wir Suters Bedienten, der voraus gegangen war, nirgends entdeckten, auch auf unser Rufen keine Antwort erhielten, und also nicht anders denken konnten, als daß er gefallen sey, und sich zerschmettert habe. Unter bangen Ahndungen eines ähnlichen Schicksals ließen wir uns von dem Rande, an welchem wir herab gekommen waren, an die Bergwand hinab, wo jeder Fehltritt Tod oder Verstümmelung bringen konnte. Als ich fe-

sten Fuß gefaßt hatte, suchte ich mein Auge an die Tiefe, in welche wir hinab steigen wollten, zu gewöhnen, und dieß gelang mir auf eine gewisse Art; allein nie konnte ich ohne Schaudern an den Felswänden des hohen Kastens, die nun von unten bis oben sichtbar waren, und noch weniger an den Felsmauern hinauf schauen, an und unter welchen wir weggehen mußten. Diese waren an ihren Füßen so tief ausgefressen, daß es schien, als wenn sie in jedem Augenblicke mit ihren überhangenden Massen über uns herein brechen könnten. Rutschen war an dem Abhange, den wir vor uns hatten, gar nicht möglich, weil er allenthalben mit spitzigen Steinen und großen Felsstücken übersäet war. Wir setzten uns daher von verschiedenen Standpunkten, aber in ähnlichen schiefen Richtungen in Bewegung, die Linke auf unsern Alpstock gestützt, und mit der Rechten uns an einen unserer vorigen Führer haltend. Gleich nach dem ersten Schritte empfand ich viel weniger Angst als auf dem Camor längs dem hohen Kasten her, wie ich glaube deßwegen, weil mir jeder Fußtritt in die weiche bewegliche Erde oder zwischen die umherliegenden Steinklumpen fester und sicherer als auf dem glatten Grase schien, und weil selbst die Felsmassen, die

wir auf unserm Wege fanden, der Einbildungskraft besänftigende Gegenstände darboten, an welche man sich bey einem etwannigen Falle halten könnte. Ich glaube kaum, daß wir eine halbe Stunde brauchten, um an die Stellen zu kommen, wo Gräser und Gesträuche und bald unförmliche Lerchenbäume wachsen. Weil Spittler und ich nie einen Fuß bewegt hatten, ohne den andern und ohne unsern Alpstock recht fest zu wissen, so kamen wir ohne Fall und Straucheln an den Ort der Sicherheit. Suters Bedienter hingegen, den wir unten wieder fanden, und einer unserer St. Gallischen Träger, gerade der beste Bergsteiger, waren gefallen und in die größten Lebensgefahren gerathen. Der Träger besonders war gleich nach seinem Falle in einen so reissenden Schuß gekommen, daß beide Riemen, womit unser Felleisen an seinen Rücken befestigt war, zerrissen, und er unfehlbar geschunden oder zerschmettert worden wäre, wenn er nicht glücklicher Weise ein Felsstück ergriffen hätte, das fest genug lag, um nicht mit ihm hinab zu stürzen. Das Felleisen sprang die Bergwand in schnellen und gewaltigen Sätzen hinab, und hätte beynahe Suters Bedienten getroffen, der dadurch gewiß noch viel gefährlicher verwundet worden wäre,

als er sich durch seinen Fall an dem geschundenen und geschwollenen Arme verletzt hatte.

Wenn man sich nach solchen Gefahren, dergleichen wir in den letzten Stunden überstanden haben, zum ersten Mahle ganz wieder in Sicherheit fühlt; so wird man mit einer unaussprechlich süßen Empfindung überströmt, die aus der Erleichterung der unterdrückten Natur entsteht. Wir waren alle im höchsten Grade erhitzt, und besonders brannte mir das Gesicht, wie ich es noch nie gefühlt hatte; allein keiner von uns fand sich erschöpft, indem die Angst alle Müdigkeit zerstreut hatte. Wir machten uns daher nach einer kurzen Ruhe von neuem auf den Weg, in der gewissen Hoffnung, daß wir nun bald an das Ende unsers Tagewerks kommen würden; aber auch dieß Mahl wurde unsere Hoffnung auf die unangenehmste Art getäuscht.

So rauh der Fußsteig gleich Anfangs war, so merkten wir doch die Beschwerden des Gehens gar nicht, weil sie mit keinen Gefahren verbunden waren. Nach einer halben Stunde erreichten wir die ersten Hütten, die in dieser fürchterlichen Bergkluft erbaut sind, und die wahrscheinlich nur im Sommer bewohnt werden. Hier schien uns das Thal, in welchem der Rhein floß, noch eben

so tief als eine Stunde vorher, und eben so kam es uns vor, als wir noch eine halbe Stunde und wieder eine halbe Stunde gegangen waren, so, daß man fast hätte glauben sollen, der Rhein und seine Ufer sänken in eben dem Verhältnisse weg, in welchem wir am Berge herab stiegen. Wir hörten beständig ein heftiges Brausen, welches wir lange für das Brausen des Rheins hielten; allein wir fanden bald nachher, daß dieß Geräusch durch ein gewaltiges Bergwasser verursacht werde, das von eben dem Gebirge, an welchem wir herab kamen, herunter tobte. Je länger wir gingen, desto steiler und unebener wurde der Weg, und dieser Weg war eigentlich weiter nichts als eine enge aber tiefe Bergritze oder Ravine, in welcher wahrscheinlich bey heftigen Gewittern ein Theil der zusammenstürzenden Regenwasser herunter schießt. Diese Ravine ist anderthalb Stunden lang mit großen und unordentlich zusammengeworfenen Steinen angefüllt, die ihrer Größe ungeachtet meistens nicht einmahl fest liegen. Manchmahl sind die Absätze dieser Bergritze so weit von einander entfernt, daß man von einem Steine auf den andern nicht hinab steigen oder hinab springen kann, sondern sich mit Vorsicht hinunter lassen muß. Wegen der unsichern und

unordentlichen Lage der Steine darf man die Augen nicht einen Augenblick seitwärts wenden, weil man sonst leicht mit einem Fuße zwischen mehrere große Steine treten, und wenn auch nicht das Bein brechen, wenigstens sich im Fallen an den spitzigsten Steinen gefährlich verwunden könnte. Endlich wurde der Abhang sanfter, die großen Steine, zwischen welchen wir uns bis zur höchsten Ermüdung unserer Geduld herum gearbeitet hatten, hörten auf, und wir sahen Sennwald vor uns. Man wunderte sich in unserm Wirthshause nicht wenig, als man hörte, daß wir an und um den hohen Kasten herab gekommen wären. Dieser Weg, sagte man uns, sey nur für Gemsjäger und Sennen gangbar. Nie war mir die Ruhe so süß als in der ersten halben Stunde nach unserer Ankunft in Sennwald, und die reichste Tafel und der beste Wein würde uns nicht so erfrischt haben, als wir uns jetzt nach einigen Tassen Thee fühlen.

Wenn man uns nicht Forellen versprochen hätte, so würden wir zu unserer Abendmahlzeit eben so wenig Zutrauen als zu unserm Nachtlager haben. Man kann uns nicht mehr als eine einzige Stube und zwey große Betten geben, deren Anblick selbst für uns Müde zurückschreckend ist. Wir werden

die Kopfküssen, so gut wir können, mit weißen Schnupftüchern überziehen, werden uns, ohne uns zu entkleiden, in unsere Mäntel wickeln, und uns alsdann unserm Schicksale überlassen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ende des vierten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 4

Wien 1792

Res/It.sing. 1446-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921492-1
VD18 80023509-001